

SCHWÄBISCHE HEIMAT

6

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1953 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1953

4. Jahrgang
Sechstes Heft – November/Dezember

Schriftleitung:
OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Befreiungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Anbetung der Könige vom Dornstädter Altärchen.
Ulmisch Anfang 15. Jahrhundert. Württ. Landesmuseum Stuttgart.

INHALT

Die frohe Zeit <i>Von August Lämmle</i>	241
Verse zum Christtag <i>Von August Lämmle</i>	242
Dr hoilic Obed <i>Gedicht von Heinz-Eugen Schramm</i> ..	242
Gang zur Christmette <i>Aufnahme von Gertraud Jokisch</i>	243
Das Stuttgarter Neue Schloß <i>Von Rudolf Lempp</i>	244
Lebendige Steine – Die Stiftskirche in Ellwangen <i>Von Bruno Bushart</i>	245
Johann Christoph Adelmann – ein Ellwanger Fürstpropst im 17. Jahrhundert <i>Von Georg Sigmund Graf Adelmann von Adelmannsfelden</i>	251
Am alte-n-Obed <i>Gedicht von August Lämmle</i>	256
Die Schreizheimer Fayencemanufaktur 1752–1865 <i>Von Hans Erdner</i>	257
Das Notenbuch der Patrizierin Helena Barbara Schlegel, Isny 1792 <i>Von Alfred Quellmalz</i>	262
Das Wesen des schwäbischen Fachwerks <i>Von Paul Klopfer</i>	267
Höhlenfahrten in der südlichen Alb <i>Von Gerhard Dittrich</i>	271
Isolde Kurz und Schwaben <i>Von Karla Johns</i>	273
Ludwig Amandus Bauer <i>Von Marianne Schumm</i>	276
Wegweiser für die heimatliche Volkskunde	278
St. Nikolaus im Dienste der Reklame <i>Von Heinz-Eugen Schramm</i>	279
Schwäbische Heimat in ihrer Ganzheit <i>Von Albert Minzenmay</i>	280
Der Schweizer Schokoladetaler fördert Heimat- und Naturschutz <i>Von Hans Schwenkel</i>	280
Noch ein Wort zum Jubiläum des Marbacher Schillermuseums <i>Von Georg Burkhardt</i>	281
Buchbesprechungen	281
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	285

DIE FROHE ZEIT

Von August Lämmle

Es ist schon so, und wenn auch das Leben hundert andre Dinge vor uns ausbreitet: wenn man einmal Dezember schreibt, kommt von selbst die liebe Weihnachtsstimmung der Kindertage herauf.

Man ist plötzlich ganz zufrieden mit dem Wetter; man findet das trübe Tageslicht heimelig und gemütlich; man träumt den ziehenden Wolken nach und freut sich der Regentropfen, die an die Fensterscheiben schlagen; man reibt sich behaglich die Hände am warmen Ofen: jede Lebenspause gehört dem lieben Fest. Man visitiert die Geldtaschen und gibt leicht und freudig die Scheine aus, an denen doch Arbeit und Mühe hängen. Man wird ganz erfunderisch im Entdecken von Wünschen und Bedürfnissen!

Das Wort Christtag räumt mit allen Verstimmungen und kleinen Zwistigkeiten auf: das ist doch ganz Nebensache und Kinderei! Man will sich freuen, und man will Freude machen: wie ein Strom bricht die Liebe aus den Herzen hervor.

Täglich ist eifrige Beratung: soll man wieder einmal backen? richtig backen? Springerle? Ausstecherle? Pomeranzenbrötle? Lebkuchen? Zimmetsterne? Auch Schnitzbrot? O ja! Alles. – Die Mutter hat ganz rote Backen im Gedanken an die Freuden, die sie machen wird! Und die Töchter verstecken ihre Handarbeiten. Und der Vater erinnert sich, daß er einmal ein leidenschaftlicher Bästler war. Und die Buben sägen und leimen und feilen und zeichnen in aller Heimlichkeit. Und die Geschwister üben, wenn Vater und Mutter fort sind, ein zweistimmiges Lied!

O du glückselige Zeit!

Was ist das eigentlich? Die Frau in der Schürze und die Frau in der Pelzjacke nicken einander zu: jede hat ein Paket unterm Arm, und sie haben so verträumte fröhliche Augen, und sie fangen an miteinander zu reden, als kennten sie sich schon seit Jahren!

Und der Dienstmänn, der sonst aussieht, als ob er beißen wolle, hat heut auf einmal einen ganz sonnigen Humor!

Und der Mann hinter dem Postschalter, der sonst die Augenbrauen hochzieht, wenn mehr als drei Leute im

Vorhof seines Tempels stehen, kann schier nicht genug kriegen, nichts ist ihm zuviel! Er hilft und berät und gibt Auskunft und holt eine festere Schnur und begleitet jedes Paket mit besonderer Fürsorge und steckt auch seine eigene weihnächtliche Liebe noch mit hinein!

Und der Schutzmann hat eine so menschlich-vertrauliche Art und nimmt das Notizbuch den ganzen Tag nicht in die Hand!

Und erst die Kinder! Das ganze Jahr hat man nichts davon bemerkt, daß man so wohlerzogene Kinder hat!

Und die verhärteten Landstreicher weinen Tränen der Rührung und sitzen wie scheue Kinder in der Herberge bei ihrem Lebkuchen und gucken selig in den brennenden Weihnachtsbaum.

Was ist das eigentlich, was die Menschen so geändert hat und das Sonnige und Gute aus dem Gemüte herausholt? Es ist der Christtag, das liebe heilige Fest der Kinder und der Alten.

Man kann zu der religiösen Angelegenheit des Heilandes stehen, wie man will; man kann den biblischen Bericht und die kirchliche Lehre ablehnen: den Menschensohn Jesus kann man nicht ablehnen.

Können aus Unwirklichkeiten Wirklichkeiten hervorgehen, die dem gleichen, was aus seinem Leben und Sterben hervorging?

Man kann es nicht übersehen, daß die Weihenacht eine Glücksinsel im Jahre ist, von der ein Segen ausgeht. Wo ist in der stofflichen oder in der geistigen Welt eine Menschensache, welche Großen und Kleinen, Armen und Reichen, den Kindern allermeist ein so reines Glück beschert wie die Kunde von der Geburt des Heilandes?

Wenn man solcher Wunder mehr nennen kann, dann will ich mich gerne in ein Gespräch einlassen. Und wenn uns das Christentum nichts gebracht hätte als dieses beglückende, menschenversöhnende Fest, so wäre es herrlich und verehrungswürdig genug.

Verse zum Christtag

Christtag – obs wohl a Wörtle geit,
mo so viel Lieb ond Freud dren leit?
Guck, wenn mr älles zsemme holt
an Menscheglück ond Ehr ond Gold:
es schloifet schwarze Schatte älle drei –
beim Christtag ist koi Loid drbei.

Ond wenn oim s-Leabe überstohnt
ond d-Nacht oim bis zum Hals ruf goht,
ond wenn mr schier gar nemme weiter ka':
dr Christtag zendt e Liechtle a'.

Dr Aehne hot an Weihenächt
ens Bibelbuech ens alt nei'gschriebe:
„Am Christtag jährt se's, daß dr Hans,
mei' lieber Bue, em Feld ist bliebe –
So jong schao taot. Wie tuet mrs waeh.

Sei' Grab en Rußland deckt dr Schnae.
s-ka' sei', s-steckt wohl e Kreuzle druf,
do sitzt e kleiner Vogel druf,
dear singt äll Tag e Liedle druf,
wenns wieder blüeht em Mai.“

An den heil'gen Tagen,
wenn die Glocken schlagen
von dem Turm her süß und lind,
singt's und klingt's im Herzen,
weil ja Leid und Schmerzen
selber heil'ge Lieder sind.

August Lämmle

Dr hoilig Obed

E Naacht wie so manche. – Dr Luft blosk kalt. –
Dr Schäferhans loihnet am Karre
Weit duß vor-em Etter, ond älles ist still,
Bloß d' Schof tent grase ond scharre.

Koi Liacht maih em Flecke, wona mr au guckt;
Dr Mao stoht am Hemmel ond dosnet;
E Stern glitzt hell über's Rappewirts Stall;
Dr Schäferhans streckt se ond losnet . . .

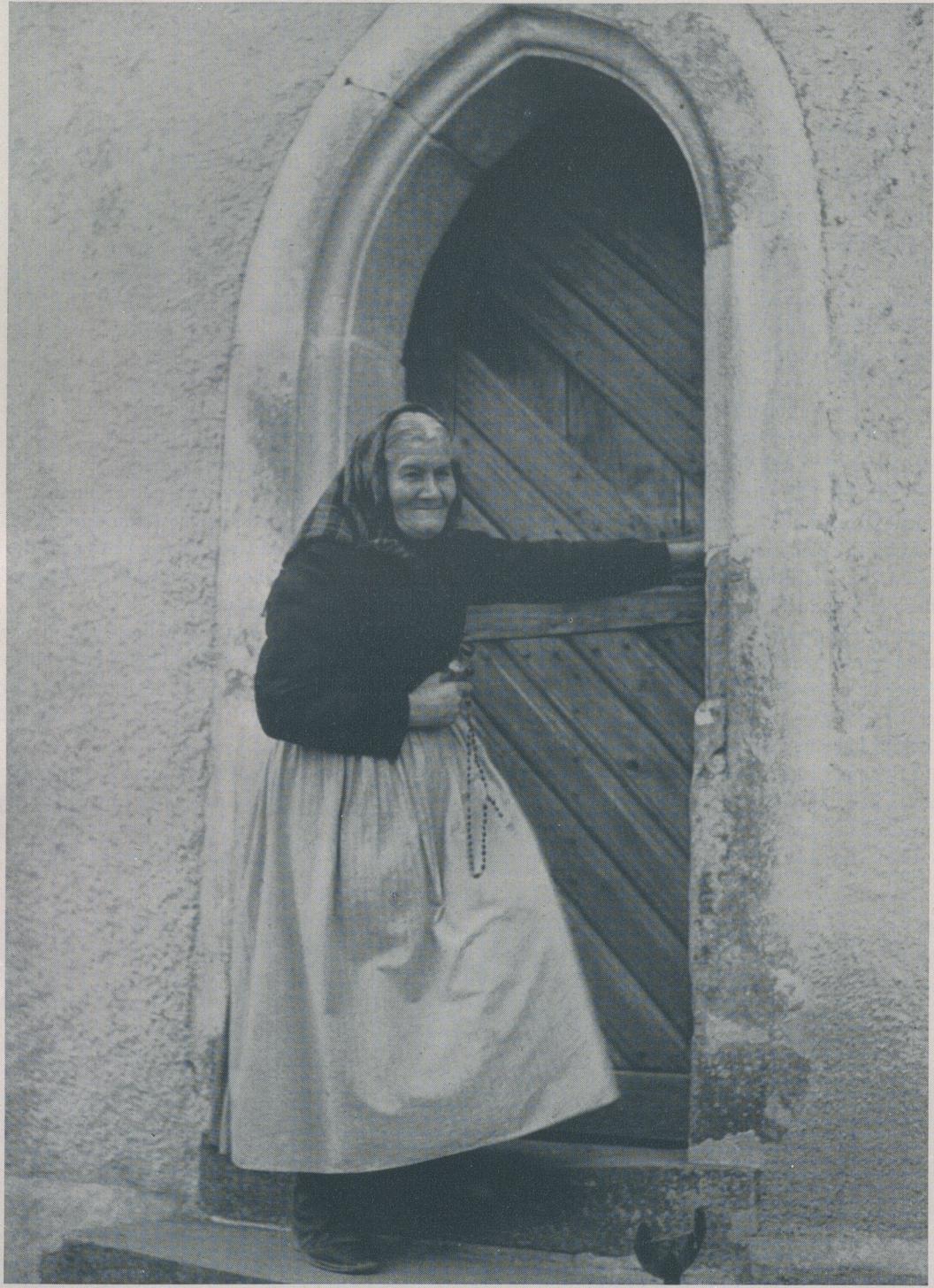
Was ist denn? – Was geit-es? – Wer rauft denn do?
Sei Herz möcht vor Aoruhah versprenge;
Er losnet und losnet, ond 's ist-em halt grad,
Wia we-mr zur Klampfe tät senge.

Uf oimol wurd's hell, wurd's heller wia hell!
Ond doch – 's ist ganz anderst wia Blitze . . .
Dr Schäferhansbettet still vor se na . . .
Oi Liacht ist älles, oi Glitz!

Ond zmol kommt's-en a . . ., er woißt net worom . . .,
Er mööcht ob se selber verschrecke . . .,
Er woißt net wona, ond er woißt net wia weit . . .
Ond sprengt schao querfeld gegen Flecke.

Er sprengt oder sprengt deare Helle zua . . .
Uf oimol verschnauft-er verleage:
E Kend leit vor-em uf Heu ond uf Straoh . . .
Ond älles, älles ist Seage!

Heinz-Eugen Schramm



Gang zur Christmette

Aufnahme: Gertraud Jokisch

Das Stuttgarter Neue Schloß

Von Rudolf Lempp

Waren wir eigentlich von allen guten Geistern verlassen, daß der Gedanke, das Schloß abzubrechen, überhaupt ernstlich zur Diskussion gestellt werden konnte? Viele Stimmen haben schon an unsere Errüstung über den Abbruch des Berliner Schlosses erinnert, die unersetzliche Bedeutung des Schlosses für das Stuttgarter Stadtbild unterstrichen.

Es sei daher nur ganz sachlich auf einige Fragen eingegangen, die scheinbar überzeugend vorgetragen wurden:

Wenn der Herr Kultminister erwartet, daß die Architektur der Gegenwart „aus dem gewaltigen Erleben der vergangenen Jahrzehnte“ in neuem, wertvollem Stil der Zeit das Alte ersetzen werde, so ist zu sagen: Der neue Baustil der Gegenwart ist ein durchaus technischer. Er spielt mit den neuen technischen Möglichkeiten des Stahlbetons und des Glases. Er ist durchaus international. Seine besten Beispiele sind in der vom Kriege wenig berührten Schweiz zu finden. Mit dem „gewaltigen Erleben der letzten Jahrzehnte“ hat dieser Baustil nichts zu tun.

Dabei ist ein zweites zu beachten: Die moderne Architektur hat eine ausgesprochene Abneigung gegen strenge Symmetriearchsen. Wettbewerbsvorschläge für ein neues Landtagsgebäude werden daher vermutlich dem neuen Baukörper vollkommen neue Grundgedanken geben. Sie werden von dem Grundprinzip des

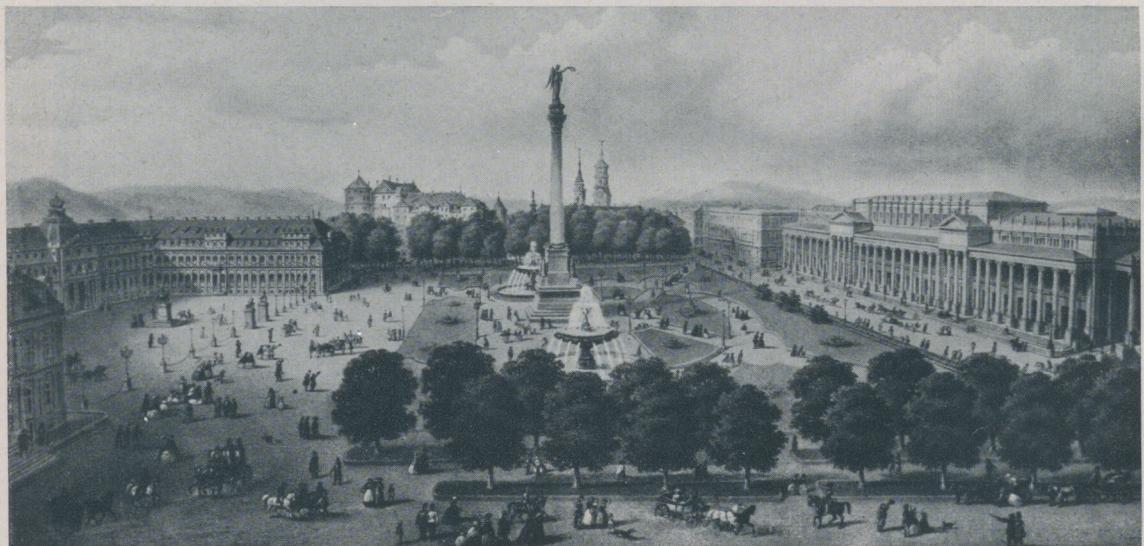
Schlosses ganz abweichen. Dies muß zu einer entscheidenden Umgestaltung auch des Schloßplatzes führen.

In der Diskussion wurde die Idealform des Landtagsgebäudes damit gekennzeichnet, daß alle Arbeitsräume in kürzester Verbindung zum Sitzungssaal liegen müssen. Dies muß zu einer gedrungenen Baukörperform führen, die nie die Funktion des Schlosses zum Schloßplatz einnehmen könnte.

Das Schloß ist aber in seiner strengen Grundrißform nicht in dem Maße verschieden von einem modernen Verwaltungsbau, daß ein erheblicher Mißklang zwischen seinem barocken Äußeren und sachlichen Arbeitsräumen im Innern entstehen müßte. Wohl würden moderne Architekten wesentlich mehr Glas verwenden. Wird dies aber dazu beitragen, die Arbeitsräume zweckmäßiger, dem Bedürfnis entsprechender, behaglicher zu machen?

Die Tübinger Abgeordneten haben sich im Kloster Bebenhausen offenbar sehr wohl gefühlt. Es entsprach aber sicher viel weniger dem Ideal moderner Architektur und moderner Büroräume als das Neue Schloß.

Das Technische Landesamt hat vor vielen Jahren ohne zwingende Not das Ludwigsburger Schloß bezogen, und befindet sich in den dortigen hohen Räumen offenbar wohl, obgleich es ein technisches Amt ist und



Der Schloßplatz in Stuttgart vor 100 Jahren. Lithographie von Abel

wenig Repräsentationsräume braucht. Die Stockwerke des Neuen Schlosses sind übrigens nicht so erheblich höher als viele Arbeitsräume in Monumentalbauten des letzten Jahrhunderts (Technische Hochschule, Staatsbauschule, man vergleiche die Fensterhöhen). Außerdem lassen sich die Stockhöhen des Schlosses wo nötig auch vermindern.

Was endlich den nötigen Wagenparkplatz anbetrifft, so hätte ich keine Bedenken, Teile des Schloßhofes in geordneter Form dazu in Anspruch zu nehmen. Er ist als Wagenauffahrtsplatz geplant und benützt worden. Die tote Fläche, die er in den letzten Jahrzehnten darstellte, entsprach nicht dem Charakter des Schlosses. Schöne moderne Wagen werden ihm nicht schlechter anstehen als die prächtigen Karossen des 18. Jahrhunderts. (Jedenfalls besser als Zirkus und Eisrevue). Sollten es aber zuviele Wagen werden, so ist nichts einfacher, als unter dem Schloßhof große Parkflächen zu schaffen.

Doch alle diese Gesichtspunkte sind Nebensache gegenüber dem, daß alle Städte ihren Rang weithin dem Reichtum ihrer Baugeschichte verdanken.

Der Schillerplatz ist glücklicherweise ohne Diskussion im wesentlichen in alter Form wiedererstanden. Er ist damit gerettet und nicht weniger wertvoll als in seinem früheren Zustand. Nicht nur in Bayern, auch in Italien, in Frankreich, in England sind solche Instandsetzungen alter Bauten selbstverständlich. Sollten wir allein die „Neureichen“ sein, die dafür kein Verständnis haben?

Das Schloß muß daher bald wiederhergestellt werden. Wenn wir nur ein Museum daraus machen wollen, so wird die Wiederherstellung sehr verzögert, wenn nicht überhaupt in Frage gestellt.

Ist dies nicht Grund genug, die Räume für den Landtag zu benützen, selbst wenn ein Bauwerk denkbar sein sollte, das für die Arbeit des Landtages geeigneter wäre?

Lebendige Steine – Die Stiftskirche in Ellwangen

Von Bruno Bushart

Die Frage nach ihrer Bedeutung ist bei der Stiftskirche in Ellwangen schwieriger zu beantworten als bei den meisten vergleichbaren Bauten Schwabens. Vielleicht liegt es daran, daß der romanische Bau eine verhältnismäßig isolierte Stellung innerhalb der gleichzeitigen Architektur Schwabens einnimmt. Vielleicht vermisst mancher jenen Zustand historischer Reinheit, der Maulbronn zu einem unmittelbar wirkenden Zeugnis zisterziensischen Lebens des Hochmittelalters macht oder selbst noch den Ruinen von St. Peter und Paul in Hirsau eindeutige Aussagekraft verleiht. Zu viele Jahrhunderte haben ihre Spur in diesen Bau eingegraben, zu oft hat seine Bestimmung gewechselt, zu eifrig war jede Stilepoche bemüht, ihrer jeweiligen Interpretation vom Wesen eines Kirchenbaues Ausdruck zu verleihen, als daß wir darin noch den ungetrübten Spiegel eines einzelnen Zeitalters erblicken dürften.

Indessen sollte gerade unsere Zeit imstande sein, in diesen für ein historisierendes Jahrhundert bedeuernden Tatsachen einen Vorteil zu erblicken. Von welcher Kirche Schwabens ließe sich ähnliches behaupten, daß ein Gang durch ihre Räume einem Gang durch die Geschichte von unseren Tagen bis in die

Zeit der Hohenstaufen gleichkomme? Wo können wir wieder den Wandel der Gottesverehrung, des Menschenbildes, den Wechsel der Stile und der dahinter wirkenden Kräfte so lückenlos verfolgen wie in der Ellwanger Stiftskirche? Hier liegt Schicht über Schicht, doch ohne daß der tragende Grund verdeckt würde. Dem Sehenden gibt sich der ursprüngliche Zustand ebenso klar zu erkennen wie das Wollen der folgenden Generationen. Ja sogar von jenen Zeiten zeugt der Bau, die lange vor seiner Entstehung liegen. Und daß dieser Strom, dieses uralte Leben, durch unsere Zeit weiterpulst, daß es nicht an einem der Gefahrenpunkten der Geschichte erstarrte und mumiifiziert wurde, das eben sollte uns eher Tröstung als Hindernis bedeuten.

Von dem Gründungsbau des Stifters Hariolf und seiner Nachfolger aus dem Ende des 8. Jahrhunderts ging jede Spur verloren. Wir wissen nur, daß diese Kirche wie die bedeutendsten ihrer Zeit zugleich dem Gedächtnis und der Verehrung frühchristlicher Märtyrer diente. Vierzehn römische und provinzialrömische Blutzeugen, deren Gebeine zum Teil noch von Hariolf als Geschenk des Papstes Hadrian nach Ellwangen übertragen worden waren, fanden hier ihre Ruhestätte.



Mittelschiff der Ellwanger Stiftskirche

Und wenn wir dem Zeugnis der Urkunden, das allerdings noch der Bestätigung durch Grabungen bedarf, trauen dürfen, so waren diese Heiligenleiber in einer Ringkrypta samt Confessio und Altar unterhalb des Hochaltars und östlich der bestehenden Vierungskrypta beigesetzt.

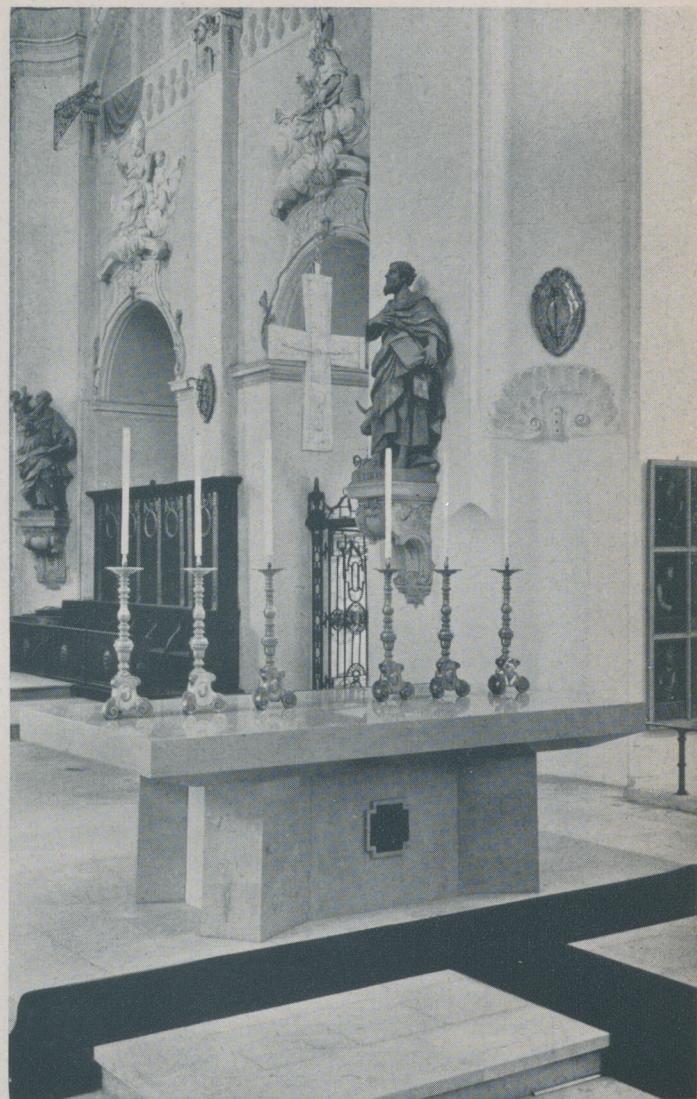
Wieviele Kirchen jenem Gründungsbau folgten, ist nicht mehr feststellbar. Jedenfalls wurde in den Jahren 1100–1124 ein Neubau errichtet, der ebenfalls nicht erhalten blieb. Aus dem überlieferten Weihebericht lässt sich indessen eine ausgedehnte Anlage mit Querschiffen, Ostturm, Michaelskapelle, Hallenkrypta samt beibehaltener Ringkrypta rekonstruieren, die mit der

damals in Schwaben blühenden „Hirsauer Bauschule“ wenig Gemeinsamkeit aufwies. Um diese Kirche herum wurde noch vor der Mitte des 12. Jahrhunderts die Stadt Ellwangen als eine planmäßige Gründung von Abt und Vogt des Klosters angelegt und damit der Weg zur Entstehung jenes einzigartigen Stadtbildes freigemacht, von dem A. E. Brinkmann schreibt: „Stadtbau ist hier Kirchenbau geworden!“

Auch diese Kirche fiel samt der jungen „civitas“ im Jahre 1182 einem verheerenden Brand zum Opfer. Der von Fürstabt Kuno I. begonnene Neubau wurde ein halbes Jahrhundert später durch Bischof Engelhard von Naumburg geweiht. Kuno wie Engelhard

gehörten zu den ergebensten Gefolgsleuten der Hohenstaufen, und man darf wohl mit Recht in ihrem Bauwerk „das wichtigste Denkmal der schwäbischen Kaiserzeit in deren Stammlande“ (Gradmann) erblicken. Auch dieser Bau sprengt den Rahmen der heimischen Tradition. Seine Wurzeln greifen über den Rhein hinüber nach dem Elsaß und nach Burgund, seine Gestalt ist den Kaiserdomen von Worms, Bamberg und Naumburg vergleichbar. Am eindrucksvollsten bietet sich die Ostseite mit den sich staffelnden Schiffen und Giebeln, dem Kranz der fünf Apsiden und den beiden Vieretktürmen zwischen Hochchor und Querschiff dar. Ihr antwortet im Westen ein leichterer, steiler Turmbau, der unten eine tiefe Portalvorhalle und im Obergeschoß eine dreiflügelige Emporenkapelle besaß. Dadurch standen sich an den Enden des verhältnismäßig gedrungenen Langhauses zwei sorgfältig aufeinander abgestimmte Baugruppen gegenüber, die an die Doppelchöre der Dome des deutschen Mittelalters erinnern.

Gewaltiger noch muß der Eindruck des Innenraums gewesen sein. Das Mittelschiff bestand aus einer Folge selbständiger Einzelräume, die durch weit vorspringende Pfeiler mit schweren Gurtbögen und mächtigen, vom Kämpferpunkt an 8 m hohen Kuppeln voneinander getrennt wurden. Ist schon diese Einwölbung ein Unikum für Schwaben, so mehr noch die dreigeschossige Wandgliederung. Zwischen Arkadengeschoß und Obergadenfenstern befand sich eine Reihe von triforiumartigen Wandöffnungen, die in den Dachraum der Seitenschiffe oder in Emporenräume im Innern der Osttürme führten. Der beherrschende Teil der Kirche war die durch besonders starke Pfeiler mit ornamentierten Kapitellen ausgezeichnete Vierung im Schnittpunkt der Hochschiffe. In ihr standen das Gestühl für die wohl damals schon auf wenige adelige Mönche beschränkte Chorgeistlichkeit sowie – an ihrem Ostende – der Hochaltar. Um den Hochaltar waren, von den Querschiffen her ansteigend, die fünf wichtigsten Nebenaltäre in den Apsiden der Chöre und Querschiffe angeordnet. Jeder Altar stand in einem kapellenartigen, durch Stufen vom andern getrennten Raum. Ebenso bildete die ursprünglich nur von Westen betretbare Krypta eine eigene, unterirdische Kapelle, während die drei Emporenkapellen im Obergeschoß der Türme durch geradläufige Treppen im Innern der bis zu 4 m dicken Mauern mit dem Kirchenraum verbunden waren. Denkt man sich die unter dem Stuck erkennbaren mächtigen Gewölberippen, die starken Runddienste in den Laibungen der ursprünglich engeren Fenster, die Zurückhaltung im Gebrauch von Kapitellen, Or-

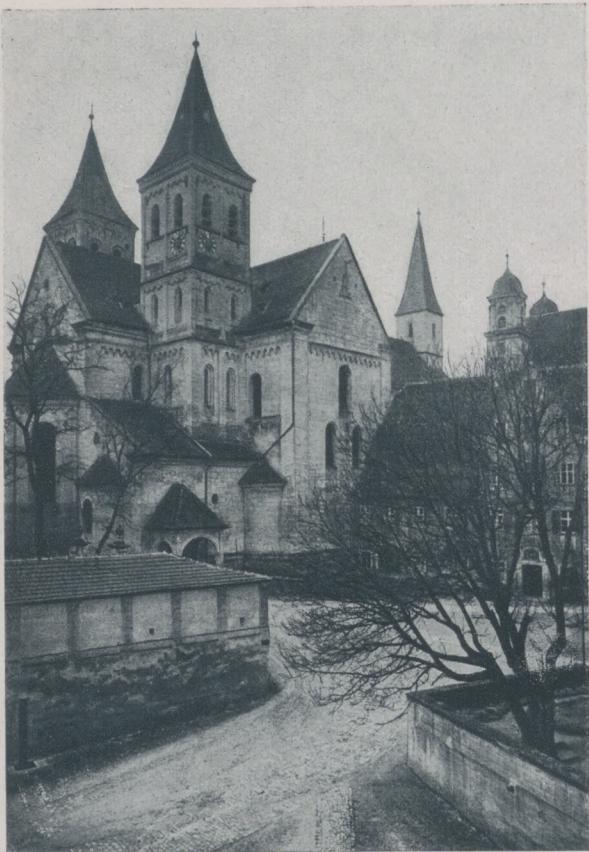


Der neue Hochaltar in der Vierung

Aufnahme: Bushart

namentbändern und belebender Farbe hinzu, so ergibt sich das Bild eines steinern strengen, von übermenschlichen Kräften zusammengehaltenen Raumgefüges, dessen erdrückende Wirkung auch jene drohenden Worte bezeugen, die in lateinischer Sprache den Eintretenden über dem inneren Westportal mahnen: „Ihr aber, die dieses Haus verwaltet, hütet euch, daß es nicht untergehe. Wenn ihm sein Recht nicht wird, sollt ihr es büßen!“

Man könnte von hier aus die ganze weitere Geschichte der Stiftskirche als eine zunehmende Vermenschlichung dieses staufischen Erbes bezeichnen, als ein Zu widerhandeln gegen das Gebot der Inschrift. Die ersten Beispiele solcher Neuorientierung bietet die



Die Ellwanger Stiftskirche von Nordosten

Plastik im Innern der Kirche. Der romanische Bau hatte das Bildnis des Menschen nicht geliebt. Löwen, Drachen und geheimnisvoll sich verschlingendes Pflanzen- und Ornamentgerank sind der einzige plastische Schmuck. Doch selbst sie bleiben in die Randzone, ins Dämmerlicht der Krypta, in die Vorhalle oder auf den Außenbau beschränkt. Über der nördlichen Nebenchorapsis ist zwar eine römische Plastik, ein jugendlicher Kopf aus dem 3. Jahrhundert eingemauert. Aber das ist es ja gerade: er ist eingemauert! Als ziehe ihn das unpersönliche Quadergestein an den Haaren zurück in sein ewigbeständiges Reich, isoliert und wie im Ertrinken fast die Augen emporgerichtet, ringt dieses einzige Menschenantlitz mit der starren Mauer. Wo aber Menschen gezeigt werden mußten, wie im Tympanon des Südportals, erscheinen sie als zwergenhafte, ornamentalisierte Gebilde zu Seiten des übergroßen Weltenrichters, der mit einem Menschenbild fast nur die zum Verständnis der Darstellung unerlässlichen Gliedmaßen und Gebärden gemeinsam hat.

Jene Werke dagegen, die im folgenden Jahrhundert

in das Bauwerk einziehen, sind Menschenbilder. Der Ritter Ullrich von Ahelfingen – er starb im Jahre 1339 – erhält einen Grabstein, auf dem er in Lebensgröße und wie zu Lebzeiten mit Kettenhemd, Eisenhandschuhen, Helm und Schild dasteht. Aus derselben Zeit stammt die Marienfigur mit dem Christuskind in der Kreuzgangkapelle. Diese Maria ist gegenüber der des romanischen Tympanons eine modisch gekleidete Dame in eleganter Haltung, mit hochgeschlagenem Mantelkragen und einem Diadem in dem lockigen Haar: Madonna, Königin des Himmels, Mutter des Herrn und wie immer ihre Namen heißen, begnadetes Menschenwesen von höchstem Adel, aber doch Mensch! Eine Bejahung des Menschentums, des edeln, ritterlichen Menschen offenbart sich hier, die dem bildlosen, ganz auf die übermenschliche Majestät Gottes gerichteten Empfinden der Romanik gottlos hätte dünken müssen.

Immer weitere Bezirke erobert sich das Menschliche innerhalb des sakralen Bereiches. Immer mehr Ritter und ihre Frauen blicken von den Pfeilern in den folgenden Jahrhunderten zu den Lebenden herunter. Um 1516 entsteht jene Reihe der bis zur Säkularisation fortgesetzten Bildnisse Ellwanger Äbte und Pröpste, die heute an den Vierungspfeilern im Innern der Kirche aufgehängt sind. Gleichzeitig werden die Stiftsheiligen an den zuvor bildlosen Wänden des Querschiffes als Patrizier, Bürger, Hausfrauen und Mädchen in der Tracht des 16. Jahrhunderts dargestellt. Ihre dunkle Gruft dagegen, die zu verfallen drohte, wird auf- und teilweise zugeschüttet und zu einer Verbindungshalle zwischen den Querschiffen entwertet.

Doch auch das Göttliche erscheint in immer vertrauterer Form. Noch im Jahre 1233 hatte die Kirche elf oder zwölf, aus einfachen Tischen bestehende Altäre gezählt. Im 16. Jahrhundert sind es mindestens 23. Das bedeutet 23 große Bilderbibeln mit beweglichen Tafeln, auf denen Gott und seine Heiligen in menschlicher Gestalt, im „Hier und Jetzt“ irdischen Daseins zu sehen waren, als wandelten sie mitten unter den Menschen jener Zeit. Einer der Altäre, der Mittelteil eines steinernen Flügelaltars, ist noch in der Vorhalle erhalten. Es ist kein Zufall, daß sich damals auch das einschneidendste Ereignis der Ellwanger Klostergeschichte vollzog: die freiwillige Umwandlung des Benediktinerklosters in ein adeliges Chorherrnstift unter der Leitung eines Fürstpropstes, und damit die erste Säkularisierung der Kirche im Jahre 1460.

Noch war indessen das Bauwerk selbst, von kleineren Veränderungen der Spätgotik abgesehen, im ursprünglichen Zustand erhalten geblieben. Doch bereits die



Blick aus dem Kreuzgang auf die Nordseite der Stiftskirche

Aufnahme: Bushart

gegen 1490 von keinem Geringeren als Peter Vischer in Nürnberg gegossene Bronzeplatte zum Gedächtnis der Klostergründer zeigt den Wechsel der Einstellung. Jenes Bauwerk, das Hariolf und Erlof hier emporhalten, ist nicht wie kurz zuvor bei den Stifterfiguren in der Sakristei, die attributive Andeutung ihrer Gründung, sondern ein genaues und historisch zuver-

lässiges Modell der damaligen Ellwanger Kirche mit allen Einzelheiten, ja sogar dem Storch auf dem Dache. Damit ist das Bauwerk selbst darstellungs-würdig geworden und gleich dem Porträt von Menschen, Pflanzen, Tieren oder Landschaften in den Kreis der auf den Menschen bezogenen Darstellungen aufgenommen.

Den nächsten Schritt vollzieht der Nördlinger Baumeister Wolf Waldberger anlässlich der schon lange nötig gewordenen Renovation von südlichem Querschiff und Dächern in den Jahren 1588–1590. Waldberger verstärkt im Zuge dieser scheinbar rein technischen Aufgabe die romanischen Ecklisenen des gesamten Baues, verwandelt sie mittels kräftiger Kopfstücke zu tragenden Pilastern, auf denen die erhöhten Giebel und Dächer ruhen. Der Bau sollte sichtbarlich denselben statischen und natürlichen Gesetzen von Tragen und Lasten unterstellt werden, die das Wesen der antiken Architektur kennzeichnen und von Romanik wie Gotik gerade negiert worden waren.

Nach einem Vorspiel der Jahre 1661/1662 wurde nach 1737 auch das Innere der Kirche einer einschneidenden Umgestaltung unterworfen. Ein typisch barocker Gedanke liegt diesem Umbau zugrunde: die Verwandlung des Kirchenraumes in den Thronsaal Gottes. Nicht umsonst werden zu seiner Durchführung Künstler berufen, die zuvor in Ludwigsburg und Schwäbisch Hall beim Schloß- beziehungsweise Rathausbau tätig gewesen waren. Jetzt erklingen sämtliche Register barocker Illusionskunst. Ein einheitliches Figuren- und Stukkaturenprogramm schließt die hell getünchten Wände und Gewölbe zum festlichen Huldigungssaal zusammen. Aus Mittelschiff und Querschiffen werden breite Treppen zum Chor hinauf angelegt. Gitter und Schranken trennen diese der adeligen Stiftsgeistlichkeit vorbehaltene „Hofkirche“ von der allgemeinen Volkskirche unten. Am Ostende des Chores, durch die Abnahme der Raumhöhen, Verkleinerung der Wappen an den Gewölben, Zunahme von Licht und Schmuck als Blickpunkt des Ganzen ausgezeichnet, steht abermals erhöht der beherrschende Hochaltar, der Thron Gottes.

Diese unter ungewohnter Rücksichtnahme auf den bestehenden Bau durchgeführte Barockisierung verdient zu den besten Leistungen ihrer Art gezählt zu werden. „Ein einheitliches, in der Anpassung an das Vorhandene geradezu geniales und technisch vorzügliches Werk“, bezeichnet sie Gradmann. „Wie ein Choral durch die Figuralmusik durchdringt, so schimmern jetzt die schlanken Linien, schweren Massen und klaren einfachen Verhältnisse des romanischen Urbaus durch das glitzernde und bunte Schnörkelwerk.“ Indessen wird man dem Umfang dieser Barockisierung nicht gerecht, solange man sich die urkundlich bezeugten Neuanschaffungen kostbarer Ornate, liturgischer Geräte und zahlreicher Musikinstrumente, die im vorigen Jahrhundert entfernten sieben neuen Altäre aus Stuckmarmor, die Orgeln und

die festlichen Gottesdienste nicht hinzudenkt. Erst dann verstehen wir die Bedeutung der ausgedehnten Treppenanlagen, jenen Zentralmotives barocker Baukunst, auf denen sich alle Pracht, ständische Gliederung, höfisches Benehmen, im Einziehen, Schreiten und Steigen frei entfalten konnten, jedoch nicht zur Ehrung eines Sterblichen, sondern im Dienste des Allerhöchsten.

Das Ende dieser Herrlichkeit kam im Jahre 1802. Die Fürstpropstei samt Chorherrnstift wurde aufgelöst, die Kirche der Pfarrgemeinde übergeben. Was der Beschlagnahmung in der Säkularisation entgangen war, verschleuderte das historisierende 19. Jahrhundert im Namen der Stilreinheit. Den romanischen Urzustand des Innern wiederherzustellen und Nazarenerfresken darauf zu malen, gelang aus Geldmangel glücklicherweise – andere sagen: leider – nicht. Doch dafür verdanken wir jenen Zerstörungen neben genauen, heute noch nahezu alleingültigen Bauaufnahmen eine erste Bresche in den barockisierten Zustand, die die Voraussetzung für die künstlerische Neuordnung des Kirchenraumes in unseren Tagen bildet. Daß diesem jüngsten Eingriff gerade die für den Barock charakteristische Trennung von Hof- und Volkskirche zum Opfer fiel, bedeutet nur die nachträgliche Bejahung eines de facto längst schon vollzogenen geschichtlichen Wandels. Dort wo bisher das Chorgestühl der nicht mehr vorhandenen Stiftsgeistlichen stand, wurde jetzt ein freier, allseitig sichtbarer und erhöhter Platz zur Aufstellung des Kreuzaltars geschaffen. Und wieder scheint es, als habe der romanische Baumeister diese Interpretation seines Werkes geahnt und sei ihr darin entgegengekommen. Die kirchenbaulichen Forderungen unserer Zeit: die Betonung des einen, von der ganzen Gemeinde umstandenen Altars, seine Stellung im Mittelpunkt der Kreuzarme, seine einfache Tischform, seine liturgische Verbindung mit den Reliquien der Blutzeugen Christi, diese Forderungen lassen sich hier so ideal erfüllen, als sei der Bau nicht als Mönchskirche, sondern für eine Pfarrgemeinde unseres Jahrhunderts errichtet worden. Nur der aufmerksame Betrachter vermag zu erkennen, wieviel dabei in Wirklichkeit der unablässigen gemeinsamen Arbeit aller seitdem lebenden Generationen zu verdanken ist.

Ererbt und ständig neu erworben, darin liegt die Bedeutung dieser Kirche. Von hier aus betrachtet schließen sich alle künstlerisch und historisch scheinbar entgegengesetzten Schichten und Formen zur umfassenden Einheit zusammen. Daß sie nicht künstlich konserviert, sondern lebendig ist und dem lebendigen Menschen dient, das ist das Größte daran.



Ellwangen. Stich nach Merian

Johann Christoph Adelmann – ein Ellwanger Fürstpropst im 17. Jahrhundert

Von Georg Sigmund Graf Adelmann v. Adelmannsfelden

Die Industrialisierung und die Zerstörungen des letzten Krieges haben kaum eine Stadt unseres Landes verschont. Wo finden wir noch die Harmonie einer stetigen Entwicklung, die Altes und Neues als Ganzes zusammenklingen lässt? Ellwangen, am Oberlauf der Jagst gelegen, hat das Glück gehabt, die Unbilden zweier Jahrhunderte fast ohne Schaden zu überstehen. Abseits der großen Verkehrswege, ohne industrielle Anballungen, allerdings unter Verlust der einstigen politischen und administrativen Bedeutung, spiegelt Ellwangen das Bild einer Stadt wieder, wie es ehemals wohl viele Städte unserer schwäbischen Heimat boten. Der ganze Reichtum an religiöser und geistiger Kultur, die Schönheit und der Anstand ihrer Bauwerke, das hat sich in dieser kleinen Stadt erhalten, als Erbe der Vergangenheit, als Erbe vor allem der Fürstpropste des 17. und 18. Jahrhunderts.

Ellwangen war einst Mittelpunkt des größten und reichsten geistlichen Territoriums innerhalb des heutigen Württemberg. Es war Residenz der „Fürsten des Heiligen Römischen Reiches, Pröpste und Herren zu Ellwangen“, wie der offizielle Titel hieß, der Nachfolger der Äbte des alten Benediktinerklosters, das

1460 in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt worden war. Zum Segen des kleinen Fürstentums folgten seit dem Dreißigjährigen Krieg eine Reihe von sittlich und geistig hochstehenden Männern, die ihren kleinen Staat mit Geschick aus den Wirrnissen und Folgen des langen Krieges herausführten. Diese Fürstpropste entstammten einem bestimmten Kreis des Adels, den Familien der freien unmittelbaren Reichsritterschaft in Schwaben. Diese besetzten bis zum 18. Jahrhundert die schwäbischen Bischofstühle und fürstlichen Prälaturen meist mit ihren jüngeren, nachgeboarten Söhnen. Fast ohne Ausnahme regierten solche seit der Reformation als Fürstbischöfe in Augsburg und Konstanz, als Fürstäbte von Kempten, und so auch als Fürstpropste von Ellwangen. In ähnlicher Weise besetzte die fränkische Ritterschaft die Bischofsstühle in Bamberg und Würzburg.

In Ellwangen residierten von 1621–1654 als Fürstpropst Johann Jakob Blarer v. Wartensee, von 1654 bis 1660 Johann Rudolph Freiherr v. Rechberg, von 1660–1674 Johann Christoph Freiherr v. Freyberg und von 1674–1687 Johann Christoph Adelmann v. Adelmannsfelden. So, wie auf den fränkischen

Stammtafel

Johann Wilhelm Freiherr von Rechberg- Donzdorf, + 1614	Anna Regina v. Rechberg + Ellwangen 1659	Caspar Freiherr v. Freyberg- Allmendingen, + 1648	Albrecht Ernst Freiherr v. Rechberg-Rech- berghausen
1. Ehe			
Johann Rudolph Freiherr v. Rechberg Fürstpropst 1654–1660	Johann Christoph Freiherr v. Freyberg Fürstpropst 1660–1674 Bischof von Augsburg 1665–1690	Maria Magdalena Freiin v. Rechberg verm. m. Wilhelm Christoph Adelmann v. Adelmanns- felden, + 1659	
2. Ehe			
Heinrich Christoph v. Wolframsdorf Fürstpropst 1687–1689	Anna Marg. v. Wolframsdorf	Wilhelm Freiherr Adelmann v. Adelmannsfelden, + 1722 verm. 1674	Johann Christoph Adelmann Fürstpropst 1674–1687

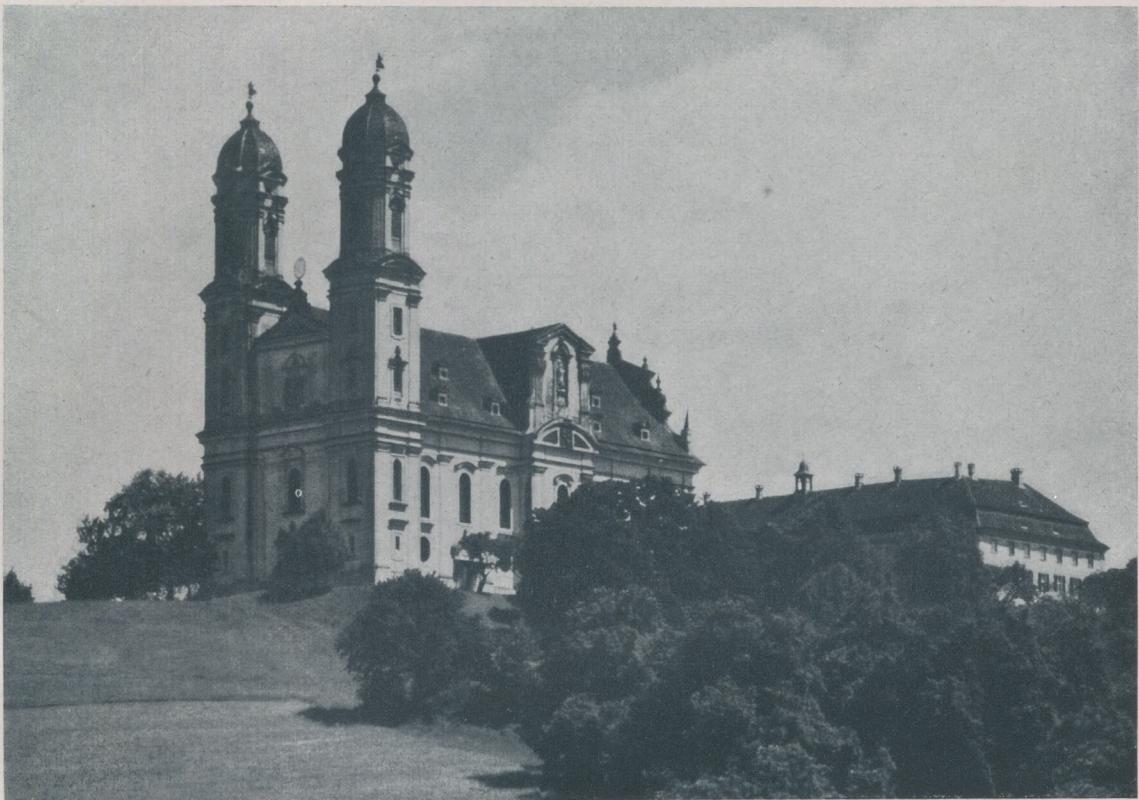
Bischofssitzen der unaufhörliche Strom von Schönborns und ihnen verwandter Familien folgte, so folgen auch in Ellwangen – natürlich lange nicht von der politischen und kulturellen Bedeutung wie in Franken – miteinander verwandte geistliche Fürsten. Eine Stammtafel möge dies verdeutlichen.

Den Grund dieser sippenhaften Aufeinanderfolge dürfen wir nicht im Nepotismus und Familienegoismus suchen. Die Ursache liegt sicherlich in der Absicht, die nach dem 30jährigen Kriege so nötige Kontinuität der administrativen und geistlichen Aufgaben zu gewährleisten, in der hervorragenden Veranlagung dieses Kreises, wohl aber auch in der Abwehr gegen die Absichten deutscher Fürstenhäuser, diese geistlichen Würden an sich zu ziehen. Den Zusammenhalt der genannten Familien verdeutlicht auch die Verteilung der ellwangischen Erbämter, die Johann Christoph Adelmann 1674 erneuerte (Erbtruchseß: Blarer, Erbschenk: Rechberg, Erbkämmerer: Freyberg, Erbmarschall: Adelmann).

Wenn wir uns in diesem Rahmen mit der Gestalt des 1674 zur Regierung gelangenden Johann Christoph Adelmann beschäftigen, so liegt das daran, daß unter ihm nach Überwindung der Folgen des furchtbaren Krieges eine barocke Blütezeit in Ellwangen einsetzt, und daß durch die Erbauung der prachtvollen Schönenbergkirche auch die barocke Kunst hier und damit überhaupt erst im nördlichen Schwaben einzieht, und zwar mit einem glänzenden frühen Werk des so genannten Vorarlberger Münsterbauschemas, wie es in der Folgezeit bis zum Ende der Barockzeit beispielhaft für unser ganzes Land werden sollte. Die Verehrung Mariens, die Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau von Loreto auf dem Schönenberg, die 1638 durch zwei Patres der Gesellschaft Jesu auf dem Berg

mit der so schönen Aussicht über Ellwangen und das Land bis zu den Kaiserbergen gegründet worden war, waren wohl die wichtigste Triebkraft im Leben Johann Christoph Adelmanns. Dieses persönliche Streben folgt einem Zug der damaligen Zeit, der im deutschen Barock eine so wichtige Rolle spielt. Das Wallfahren war ein sehr erfolgreiches Mittel zur Stärkung des schwach gewordenen Glaubens. Es gehört zu den ältesten Anliegen aller Völker. Jeder Mensch fühlt ein natürlich Verlangen, die Orte zu besuchen und zu sehen, mit denen sein religiöses Sehnen verknüpft ist, wo er seine geistigen und körperlich-asketischen Übungen verrichten kann. Wir können uns heute kaum noch vorstellen, welche Bedeutung diese Wallfahrt auf den Schönenberg nach der Vereindlung und Verwildering durch den großen Krieg für das nordöstliche Schwaben und seine Bevölkerung hatte. Bei na unerklärlich ist der ungeheure Zustrom von Wallfahrern zu diesem winzigen Abbild des Altöttinger Gnadenbildes, das einst die beiden Patres auf dem Berg ganz primitiv an einen Baum gehetzt hatten. Einzelne oder in großen Scharen, zu Fuß von weither, bis zu 30 und 40 km, dabei noch meist mit Kreuz und Fahnen – eine sehr große körperliche Leistung – zogen die Pilger auf den Schönenberg. Katholiken, aber auch Protestanten drängte es an diesen Brennpunkt religiösen Lebens. Pilgerte doch schon kurz nach Beginn der Wallfahrt die protestantische Großmutter des späteren Fürstpropsts zur Lauretanischen Maria, Margaretha Anna Adelmann geb. v. Degenfeld, um dort Heilung von einer Krankheit zu erflehen und zu finden.

Johann Christoph, der am 23. Juni 1640 zu Hohenstadt als Sohn des Wilhelm Christoph Adelmann v. Adelmannsfelden, Herrn zu Hohenstadt und



Die Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen

Schechingen, und seiner Gemahlin Maria Magdalena geb. Freiin v. Rechberg geboren wurde, besuchte schon als Säugling im Arme der Mutter die noch kleine Kapelle auf dem Schönenberg, wobei das Gewicht des Kindes in Wachs aufgeopfert wurde. Diesen Tag, es war der 29. August 1640, beging Johann Christoph sein Leben lang festlich, meist auf dem Berge selber. Das Kind, es war der älteste und noch der einzige Sohn, wurde damals der Gottesmutter aufgeopfert. – Die unruhigen Jahre des ausgehenden Krieges erlebte Johann Christoph als kleiner Bub, die ständigen Flucht-ten der Mutter mit ihren Kindern nach Gmünd, die Ausplünderung der väterlichen Besitzungen durch die Soldateska, die bittere Armut und ständige Geldverlegenheit, aber auch im November 1649 die glanzvolle Heimkehr des Onkels Christoph Martin Freiherrn v. Degenfeld, Ehemanns der Anna Maria Adelmann, der lange Jahre als General und Generalgouverneur von Albanien und Dalmatien der Republik Venedig gedient hatte. Über diese Jahre besitzen wir noch das so interessante Tagebuch des Vaters, dessen zeit- und kulturgeschichtlich wichtigen Berichte der Auswertung harren.

1651, im Alter von elf Jahren, wird Johann Christoph nach Dillingen auf das Jesuitenkolleg geschickt, unter die Aufsicht des P. Wagnereck S. J., des Kanzlers der Universität Dillingen und eines alten Freundes der Familie, der auch späterhin großen Einfluß auf den jungen Edelmann ausübte. 1655 erhielt er Kanonikate in Augsburg und Ellwangen. Das philosophisch-theologische und dann juristische Studium setzte er in Dillingen und Ingolstadt fort und schloß es wahrscheinlich in Rom ab. 1662 tritt er als Kapitular in die Domkapitel zu Augsburg und Ellwangen ein. Schon vier Jahre darauf, 1666, wählt das Ellwanger Stiftskapitel den 26jährigen zum Stiftsdekan. Damit wird er auch fürstlicher Rat und Statthalter des abwesenden Fürstpropsts Johann Christoph v. Freyberg, der seit 1665 gleichzeitig Bischof von Augsburg war. Dieser Bischof, der seit Jahren ein reger Förderer Adelmanns ist, zieht ihn schon früh bei wichtigen Entschlüssen zu, und seinem Einfluß verdankt Johann Christoph, daß er mit so jungen Jahren diese wichtigen Ämter erhält und so unter erfahrener Anleitung die Verwaltung eines Fürstentums lernt. Der Fürstbischof gilt als hervorragender Kenner des kanonischen Rechts. Sein



Medaille des Fürstpropsts Joh. Christoph Adelmann, 1685 von Phil. Heinrich Müller



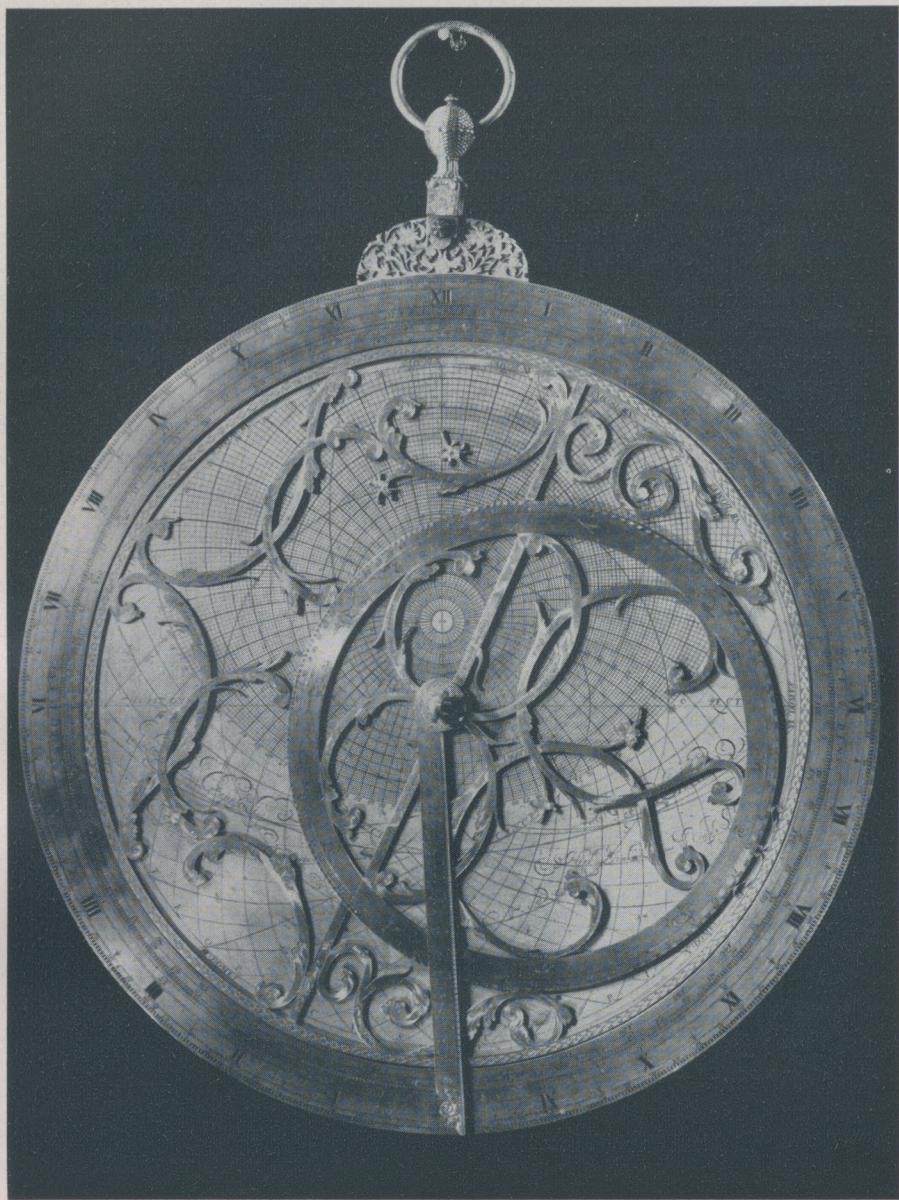
Aufnahme: Baumgärtner

Hauptaugenmerk richtet er auf die Ausbildung des Klerus, dem er durch sittenreinen Wandel und tiefe Religiosität ein gutes Beispiel gibt. Für Adelmann sind die Jahre in Ellwangen vor allem ausgefüllt mit Verhandlungen über das freie Wahlrecht des Stiftskapitels, das der Kardinalprotektor der Deutschen Nation in Rom, Landgraf Friedrich v. Hessen, auch Bischof von Breslau, der 1665 selber gehofft hatte, die Fürstpropstei zu erhalten, bestreitet. In schwierigen Verhandlungen, die zum Teil in Rom der Ellwanger Kapitular Dr. Ignatius Desiderius v. Peutingen, der letzte Sproß der berühmten Augsburger Familie, aber auch Johann Christoph selber in geheimen Reisen zu deutschen Kirchenfürsten führte, konnten die seit Alters bestehenden Rechte des Kapitels anerkannt werden.

Ein paar Jahre später, 1671, wechselt Adelmann als Domdekan nach Augsburg, und wieder drei Jahre später wird Johann Christoph 1674 zum Fürstpropst von Ellwangen gewählt, da der Bischof von Augsburg bei seiner Bischoferhebung hatte versprechen müssen, die Ellwanger Propstei nach acht Jahren zu resignieren. Aus der Regierungszeit Johann Christophs von insgesamt dreizehn Jahren mögen nur zwei Dinge herausgegriffen werden: einmal seine Freundschaft mit P. Philipp Jeningen und der Bau der Schönenberg-

kirche, und dann seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen.

Als Johann Christoph zur Regierung gelangte, plante er auf dem Schönenberg einen Neubau. Die kleine Kapelle genügte dem Andrang der Pilger nicht mehr. Aber der Krieg des Reiches gegen Ludwig XIV., das Schreckgespenst der Pest aus dem Osten, die Schuldenlast und immerwährende Geldnot verhinderten den Plan. Erst als 1680 der heute noch in ganz Schwaben verehrte P. Philipp Jeningen in Ellwangen ankam, ein Mann voll glühenden unermüdlichen Eifers, tiefen Glaubens und seltenen missionarischen Fähigkeiten, der die Beschränktheit der kleinen Wallfahrtskapelle nur allzubald fühlte, sollte dem Wunsche nach einer großen Kirche neue Nahrung gegeben werden. Der Anlaß war bald gefunden, um den Fürstpropst trotz der leeren Kassen, trotz der Furcht vor den Kriegsschrecken zum Beginn des Bauens zu überreden. Bei einem der Stadt drohenden Brand gelobte Johann Christoph am 14. September 1681 den Bau zu Ehren der Gottesmutter. Wie leicht fielen damals die fast ganz aus Holz gebauten Städte Bränden zum Opfer – war doch Ellwangen schon neunmal abgebrannt. Diesmal wurde die Stadt von namenlosem Unglück verschont, und so wurde am 16. Juni 1682 der Grundstein zur Kirche gelegt. Innerhalb weniger Jahre wurde sie



Adelmannsches Astrolabium, 1681. Landesmuseum Stuttgart

Aufnahme: Landesbildstelle

nach den Plänen der Vorarlberger Baumeister Michael und Christian Thumb, denen noch der Jesuitenbruder Heinrich Mayer mit wichtigen Planänderungen folgte, im Rohbau fertiggestellt, eine mächtige Wandpfeilerkirche mit weitgespannter Längstonne und umlaufenden Emporen, im Osten die alte kleine Gnadenkapelle umschließend. Beim Tode des Fürstpropsts 1687 war die Kirche dem Gottesdienst geöffnet und ein großer Teil hatte schon die den Raumeindruck so bestimmenden Stukkaturen erhalten.

Bewundernswert war der Mut Johann Christophs, das große Unternehmen bei diesen kriegerischen Zeiten zu beginnen und durchzuführen. Ein angesehener Mann pflegte damals zu sagen, dieses Gebäude sei mit leerem Beutel angefangen, mit vollem zu Ende gebracht worden. So viel hatte der Opfergeist des Fürsten und der Bevölkerung vermocht, immer wieder angetrieben von Philipp Jeningen.

Der Kunstsinn Johann Christophs hatte für die Schönenbergkirche die besten und modernsten Baumeister

und Künstler auswählen lassen. Nicht geringer war sein Verständnis für Musik. Die würdige Feier des Gottesdienstes und die Qualität der Kirchenmusik machte auch auf Andersgläubige großen Eindruck. Für den Knabenchor wurden von weither singbegabte Buben geholt, die dann gleichzeitig das Gymnasium als Stipendiaten besuchen mußten. Bei Festlichkeiten ließ er für die Tafelmusik Sänger kommen.

Trotz seiner Regierungspflichten widmete er sich noch wissenschaftlichen Studien, vor allem der Mathematik. Auf seinen Porträts ist er meist mit Uhren abgebildet, und seine Instrumente gehören heute zu den Kostbarkeiten des Stuttgarter Landesmuseums auf diesem Gebiet. Diese, wie seine Bibliothek vermachte er dem Kapitel. Johann Christoph war ein leidenschaftlicher Büchersammler, denn er hinterließ fast 6000 Bücher, darunter 1380 Folianten, eine für die damalige Zeit erstaunliche Zahl, die ihn allerdings auch 18 309 fl. gekostet hatten.

So können wir verstehen, daß die auf der glänzenden

Dillinger Ausbildung beruhende Gelehrsamkeit, aber auch seine Klugheit ihn zum Ratgeber anderer Fürsten werden ließ, und Johann Christoph auch von Kaiser Leopold I. und dem Wiener Hofe hoch geachtet wurde. Eine noch weitere und wahrscheinliche Entwicklung wurde aber durch den am 26. August 1687 infolge eines Schlages eintretenden Tod abgeschnitten. Erst 47 Jahre alt, starb er auf dem Ellwanger Schlosse. In der Nacht des 30. August, wie es bei hochgestellten Persönlichkeiten bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts oft der Brauch war, wurde sein Leichnam, gekleidet in ein Dominikanerhabit, begleitet von Geistlichkeit, Adel und Beamenschaft, zu Pferde oder in Kutschen, von Fackeln beleuchtet, ohne Musik und ohne Fahnen, ganz in der Stille, vom Schloß auf den Schönenberg überführt und hinter dem Gnadenaltar beigesetzt, in der Nähe des von Johann Christoph so verehrten Gnadenbildes, wo er heute noch ruht, hinter der schönen Grabplatte, die in der fürstlichen Hütte zu Wessralzingen gegossen wurde.

Am alte-n-Obed

Von August Lämme

S-goht abe mit em alte Johr.

Sei' Zeit ist rom, es wurd etz wohr:
es ist, als ob sei' Liecht ganz sacht
versieg. Ond dusse luuret d'Nacht.

Ja, d-Nacht wurd Moister etz. Mit Gwalt
druckt se en Tag rei', grad als wollt
se älles Liecht ond Leabe bald
verschlucke en ihr schwarze Höll –
drhenter dronter überhand
bricht s-Nachtvolk wie dr Türk ens Land!

Es sturmt ond schniibt mit grobe Gspäß
ond schüttet Schnaee em Uebermeß,
verrieglet Bronne, Hülb ond Bach,
hockt gar mit dicke Gwülk ufs Dach,
verstickt em Neabel Hof ond Haus,
koi Rauch ka' maeh zum Schornstoi naus –
koi Sonne sieht mr maeh, koin Stern,
koi Färble maeh. Mr hätts so gern!

Laß sturme! Wenn dr Tag verlischt,
no woiß mr, was mr hot ond ist:
je nächter d-Welt, je heller leucht'
e Kreuzerleicht em Weihnachtsbom;
je ärmer s-Haus, je reicher deucht
de kleine Leut ihr Weihnachtskrom! –

s-ist älles jo bloß zoicheweis,
daß mr de Glaube net verliert,
derweil dr Herrgott onterem Eis
sein Garte wieder baut ond ziert,
derweil ear henterem schwarze Gwolk
sein Hemmel uffärbt uf de Glanz,
daß dra' koi Tädele sei ond Dolk
beim Vogelspiel ond Moietanz!

S-ist oi Herr, dear mo sturmt ond schneit,
ond dear, mo Gras ond Brotkorn geit:
heut orglet ear de Alte naus
ond schafft de Wenter aus em Haus –
ond morge macht-r Muusig für
ond hängt zum Ei'stand Kränz an Tür:

Sei' Jonker kommt em greane Frack,
hot Aepfel, Nuß ond Geld em Sack,
hot Band ond Moie uf em Huet –
ond en dr Ha(n)d e Birkeruet.

Sturm mit, sturm mit! Ond tue di om,
daß dir s-Nuijohr net o'gäb komm:
obs guet wurd oder henterschefür,
s-leit net am Johr, es leit an dir.



1. Rokoko-Fayence-Altärchen in der Schrezheimer Kapelle (H. 135 cm, Br. 165 cm). Be-malung in leuchtenden Muffelfarben. Ritzzeichen J M · M P. Modelleur und Maler Franz Josef Jaumann. Um 1780

Die Schrezheimer Fayence-Manufaktur von 1752 bis 1865

Von Hans Erdner

Unmittelbar bei Ellwangen zieht sich an einem sanften Westhang des Jagsttals das kleine Dörfchen Schrezheim entlang. Gleich am östlichen Dorfeingang steht, fast einsam, die schlichte Dorfkapelle, die aber, wie wir später sehen werden, in schicksalhaftem Zusam-

menhang mit der ehemaligen Fayencefabrik stand, die über ein Jahrhundert lang Leben und Treiben in diese kleine Gemeinde brachte.

Der Bürger und Weinhändler Johann Baptist Bux gründete 1752 in Schrezheim, dem Beispiel zahl-



2. Großer Delphin-Tafelaufsatz (H. 32 cm). Bemalung in bunten Muffelfarben. Pfeilmarke. Um 1760. W. Landesmuseum Stuttgart



3. Halbfigur eines Mohren als Kerzenleuchter. Bemalung in bunten Muffelfarben. Um 1780. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

reicher anderer Unternehmen in Deutschland folgend, eine „Porcellan-Fabric“. Gemeint war freilich eine Fayence-Fabrik, denn der Scherben dieses Erzeugnisses ist in seinem Bruch nicht weiß wie beim Porzellan, sondern oft mißfarben rot bis grau und undurchscheinend. Fayence (benannt nach der italienischen Stadt Faenza, deren gleichartiger Betrieb dort als führend galt), sollte das um diese Zeit in Deutschland noch fast unbekannte und zudem sehr teure chinesische echte Porzellan ersetzen. Fayencefabriken schlossen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts förmlich aus dem Boden, denn die Sehnsucht, ein dem echten Porzellan hauptsächlich an Schönheit nahekommenndes keramisches Erzeugnis zu besitzen, war in allen Schichten der Bevölkerung sehr groß. Die Unruhe und der kulturelle Tiefstand, den der Dreißigjährige Krieg mit sich brachte, hatten es verhindert, daß die Fabrikation dieses in Italien schon längst bekannten keramischen Produktes in Deutschland Eingang fand. So entstanden im heutigen Württemberg außer in Schrezheim einige weitere Fayencefabriken wie in Crailsheim, Ludwigsburg, kleinere und kurzlebigere in Göppingen und Calw. Schrezheim aber übertraf sie alle bei weitem an Lebensdauer und Leistungsfähigkeit; ja man

kann sogar sagen, daß es vor allem auch mengenmäßig mit an der Spitze stand.

Die Fayence erfüllte ihre Aufgabe als Porzellanersatz, trotz des wenig widerstandsfähigen Scherbens, in vornehmer Weise, denn ihre rahmige Zinnglasur, die sie erst zur Fayence stempelt, bot einen überaus wirkungsvollen Malgrund. Man fabrizierte im Laufe der Zeit nicht nur alle erdenklichen Gebrauchsgefäße, sondern auch Kunstgegenstände beachtlichen Rangs, an deren Spitze das zartgliedige Rokoko-Fayencealtärchen in der eingangs erwähnten Dorfkapelle steht.

Diese Kapelle wurde 1692 gestiftet, aber erst 1729 eingeweiht. Der Schrezheimer Bürger und Ziegeleibesitzer Friedrich Ziegler und seine Ehefrau beschafften die Inneneinrichtung. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter, Eva und Maria Barbara, hervor. Letztere heiratete den Ziegler und Weinhandler Franz Bux in Schrezheim, der 1743 starb. Ein Sohn aus dieser Ehe endlich ist Johann Baptist Bux (1716–1800), der 1752 die „Porcellan-Fabric“ in Schrezheim gründete. Von der Fabrik stehen heute nur mehr das große Wohngebäude (heute Wirtschaft „Zum Bad“) und ein kleiner Vorratsschuppen; die Fabrikationsräume

brannten 1872 ab und wurden nicht mehr aufgebaut. Ehe Bux an die Errichtung einer Fayencefabrik gehen konnte, mußte er sich erst vergewissern, ob es in nicht allzu großer Entfernung die für seinen geplanten Betrieb erforderliche geeignete Tonerde gab. Diese fand er bald im nahen Neunheim auf den „Hutwiesen“. Die zugehörige Glasurmühle nebst Wasserkraft konnte er am Hagenbach beim Schleifhäusle unweit Schrezheim errichten.

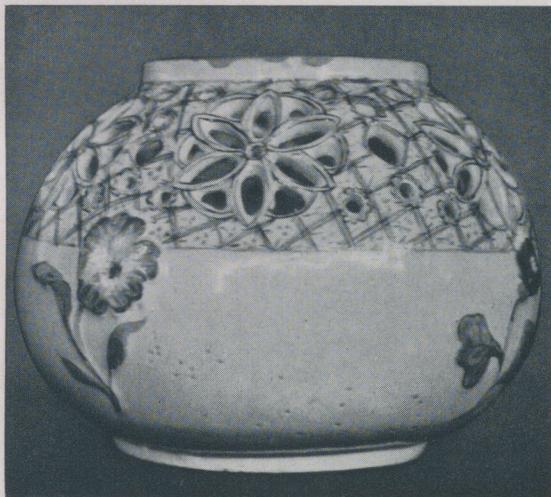
Als privater Unternehmer, dem keinerlei geldliche Beihilfen ähnlich den etwa an Fürstenhöfen gegründeten Unternehmen dieser Art zur Verfügung standen, bedurfte Bux der Genehmigung und des Schutzes des Landesherrn. Beides erhielt er in dem „Freyheits-Brief“ vom 29. Juli 1753, den ihm sein Landesherr, der Kurfürst und Erzbischof von Trier, Franz Georg von Schönborn, zu dessen Gebiet das Reichsstift Ellwangen gehörte, in einer für ihn recht günstigen Fassung verlieh (diese für die Gründung einer Fayencefabrik seltene Urkunde ist noch vorhanden und befindet sich im Schloßmuseum in Ellwangen).

Obgleich das Unternehmen des Fabrikgründers Bux durch diesen fürstpröpstlichen Erlaß weitgehend gesichert und geschützt war, bereitete ihm die Geldbeschaffung gleich zu Anfang große Sorgen. Fabrikräume, Brennöfen und so weiter mußten erstellt sowie eine umfangreiche Einrichtung beschafft werden. Dazu aber bedurfte er sachkundiger Kräfte, die er nur aus schon früher gegründeten Betrieben gleicher Art beziehen konnte. Diese „Fabrikgründer“ aber ließen sich gehörig bezahlen; dies um so mehr, wenn sie Bux

das Geheimnis der Herstellung echten Porzellans preisgeben sollten. Zwar scheint die Belegschaft der Fabrik in den ersten Jahrzehnten nicht groß gewesen zu sein, doch stammen gerade aus dieser Zeit, zu der das Buchszweiglein als Fabrikmarke üblich war, hinsichtlich der Bemalung sehr gute Stücke. Bux scheint in dieser Frühzeit seines Unternehmens zeitweise beste Kräfte beschäftigt zu haben.

Doch die Geldnöte wurden immer drückender, obwohl der Absatz der Ware offenbar sehr rege war. Bux mußte daher gegen 1770 zur Massenherstellung billigerer Gebrauchsgeschirre übergehen, die in Form und Bemalung sich mehr als seither den Bedürfnissen und den Wünschen der Käufer in Stadt und Land anpaßten. Doch eine solch umfassende Erweiterung seines Betriebs war wiederum mit großen Kosten verknüpft, zumal dazu größere Brennöfen und sonstige neue Einrichtungen erforderlich waren. All dies aber erforderte die Zuziehung tüchtiger Fachkräfte, durch welche er nebenbei auch hoffen konnte, hinter das Geheimnis der Herstellung echten Porzellans zu kommen. In der Tat war 1774 ein anerkannt tüchtiger „Fabrikgründer“ und Porzellanfachmann, Victor Louis Gerverot aus Lunéville, in Schrezheim, der die Bux'sche Fabrik offenbar völlig umgestaltete und leistungsfähiger machte. 1775 verläßt er jedoch schon wieder Schrezheim als kurfürstlicher Rat, ohne Bux das Geheimnis der Herstellung echten Porzellans preisgegeben zu haben.

Das Schicksal fast sämtlicher Fayencemanufakturen jener Zeit bieb auch Bux in Schrezheim nicht erspart.



4. Vase in bunten Muffelfarben. Um 1760. Grüne Pfeilmarke; Malermark L



5. Wandbild mit Rahmen aus einem Stück. Bunte, leuchtende Muffelfarben. Holländisches zechendes Bauernpaar. Um 1770. W. Landesmuseum Stuttgart

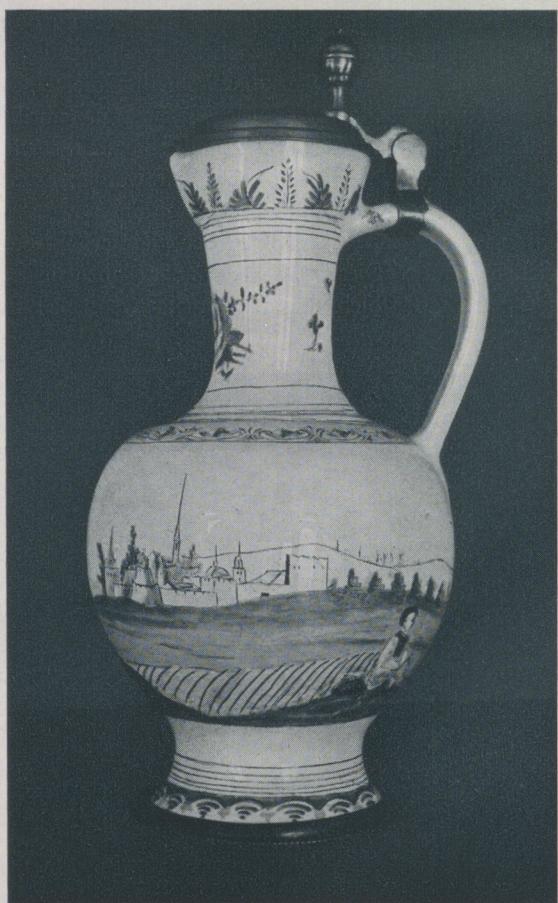


6. Deckelterrine mit Kopf- und Schwanzstück einer Truthahn als Henkel. Muffelfarben. Um 1770. W. Landesmuseum Stuttgart

Selbst mit den 2000 Gulden, die er aus dem Kapellenvermögen, dessen Mitpfleger er war, ausleihen durfte, war ihm nur kurze Zeit gedient. Das echte und widerstandsfähigere Porzellan rückte immer näher; ja selbst die kleine Porzellanfabrik der Witwe Prahl in Ellwangen machte ihm spürbare Konkurrenz. Es half ihm auch nichts, daß er ihr den Schmelzmaler Johann Andreas Bechdolff abspenstig machen und für seinen Betrieb gewinnen konnte. Auch Bechdolff konnte ihm, trotz aller Versprechungen, das Geheimnis der Herstellung echten Porzellans nicht verraten, weil er es vermutlich selbst nicht kannte. Das gesamte Kapellenvermögen, das er nach und nach ausleihen durfte, war aufgebraucht. Zu dem langen und kostspieligen Prozeß, den er mit dem Konkurrenzunternehmen der Witwe Prahl in Ellwangen führte, kam ein solcher mit der Gemeinde Neunheim, auf deren Gemarkung er seither kostenlos die nötige Tonerde grub und die nun Entschädigung und Nachzahlung verlangte; letztere wurde ihm allerdings in einem Vergleich wieder erlassen.

Doch stand Bux offenbar große Zähigkeit zur Seite; immer wieder überwand er die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten und führte seinen Betrieb unbirrt fort. Es gereichte ihm zum Vorteil, daß er sich die Erfahrungen, die Formen und die Malvorbilder früher gegründeter Fayencefabriken zunutze machen konnte. Doch durchaus eigene Schöpfungen und zwar in beträchtlicher Zahl charakterisieren den Schrezheimer Betrieb. Dazu gehören die vielen figuralen Plastiken aller Größen in Form von Heiligenfiguren, Madonnen, Putten und so weiter, nicht zuletzt das einmalige große Fayencetabernakel in der Antoniuskapelle.

Schrezheimer Erzeugnisse trugen bis zuletzt irgend ein Kennzeichen; anfangs bediente man sich in Anlehnung an den Namen des Fabrikbesitzers Bux eines dreiblättrigen Buchszweigleins, das gegen 1770 zu einer Pfeilspitze vereinfacht wurde. Dazu kamen später andersgestaltige Zeichen, die Anfangsbuchstaben von Malernamen, Größennummern und bei Gefäßen fast immer die Ritzzeichen der Dreher. Gerade daran lassen sich die Schrezheimer Erzeugnisse meist unschwer erkennen. Mit ihrer Hilfe kann man aber auch feststellen, daß dieser Betrieb neben einem ungewöhnlich großen Umfang, über eine Vielfalt in Form und Malerei, auch in der Qualität seiner Erzeugnisse verfügte, wie sie kaum eine andere deutsche Fayencefabrik aufzuweisen vermag. Dazu kommen zahlreiche technische Sonderheiten, welche die nicht mit der Fabrikmarke und so weiter versehenen Stücke als Schrezheimer Produkt deutlich erkennen lassen. Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß Schrezheim vorwiegend den Bedarf an Gebrauchsgeschirren



7. Weinkrug. Bemalung in vier Scharfffeuerfarben. Um 1765



8. Großer Schenkkrug (H. 33 cm).
Bemalung in vier Scharfffeuerfarben.
Um 1790



9. Maßkrug. Bemalung in Muffelfarben durch den „Schmelzmaler“
Johann Andreas Bechdolff (1734
bis 1807). Um 1760



10. Maßkrug in Muffelfarben.
Um 1770

Aufnahmen 1—10: Erdner

befriedigte, angefangen vom einfachen weißen Teller über Messer- und Gabelgriffe, Kaffeegeschirre, Dosen, Weihwasserbecken, Tafelaufsätze und so weiter bis zum großen Zimmerofen. Nur dadurch gelang es Bux, noch zu einer Zeit weiterzuarbeiten, zu der die meisten deutschen Fayencefabriken dem aufkommenden haltbareren Steingut und dem immer billiger werdenden Porzellan erlegen waren. Doch mußte der hochbetagte Unternehmer im letzten Jahrzehnt seines Lebens Zeuge des langsam aber stetig fortschreitenden Niedergangs seines Unternehmens sein. Er starb im 84. Lebensjahr und wurde in der Schrezheimer Kapelle beigesetzt. Doch hatte er in der Blütezeit seines Unternehmens, zwischen 1775 und 1785, zu der er das Kapellenvermögen für seinen Betrieb vollständig aufgebraucht hatte, nicht vergessen, der Kapellenstiftung, die ihm so oft in seinen geldlichen Nöten geholfen hatte, dankbar zu gedenken, indem er ihr ein Glanzstück deutscher Fayencekunst, jenes zartgliederige Fayence-Altärchen schenkte, das in der üppigsten Formenfülle des deutschen Rokoko gehalten ist.

Nach dem Tode des Fabrikinhabers Bux übernahm

die Weiterleitung des nun rasch absinkenden Unternehmens die „Schrezheimer Porzellan-Fabrik-Gesellschaft“, die sich aus Verwandten des Verstorbenen zusammensetzte. Zu diesen gehörte auch Franz Heinrich Wintergerst (Bruder des Akademieprofessors und späteren Galerieinspektors in Düsseldorf Josef Wintergerst), der den ab 1833 sich allmählich auflösenden Betrieb bis zu den Zwangsversteigerungen in den Jahren 1851 und 1852 weiterführte.

Seit dem Tode des ersten Fabrikinhabers wurden fast nur noch Gebrauchsgeschirre für die ländliche Bevölkerung der nächsten Umgebung hergestellt und Vorräte verkauft. Es erscheinen in großen Mengen jene blau- oder gelbgliasierten Eßgeschirre, Trinkgefäße und Spruchteller, die man gleich korbweise verkaufte. Ab und zu formte man, noch vorhandene Formen aus der besseren Zeit benützend, frühere beste Stücke wie Rokoko-Waschschüsseln, Helmkanne, Tafelaufsätze und dergleichen aus und bemalte sie gar nicht oder oft sehr primitiv. Noch einmal flackert der Betrieb auf, als viele Geschirre mit Rotlack und Gold kalt bemalt wurden, die als Geschenkartikel zeitweise sehr begehrt waren.

Das Notenbuch der Patriziertochter Helena Barbara Schlegel

Isny 1792

Von Alfred Quellmalz

Das Ölbergarchiv zu Isny, das die Akten der Evangelischen Kirchenpflege enthält, wurde vor kurzem von dem um die Heimatgeschichte Isny's so verdienstvollen Pfarrer J. Kammerer geordnet und inventarisiert. Dabei fand sich ein Stoß handschriftlicher und gedruckter Noten, zumeist vom Ausgang des 18. Jahrhunderts. Neben Instrumentalmusik, die zu kirchlichem und weltlichem Gebrauch diente, war darunter ein sorgsam gebundenes handschriftliches Notenbuch in Querquart, mit Lederrücken und Lederecken. Schon flüchtiges Durchblättern zeigte, daß es lohnt, sich eingehender damit zu beschäftigen.

Auf dem Außendeckel des Notenbuches ist in schöner Zierschrift „Helena Barbara Schlegel 1792“ eingetragen. Das Buch enthält 82 Blätter, die später mit Bleistift durchpaginiert wurden (Seiten 1–163). Wohl nur zwei Schreiber waren daran beteiligt: eine ältere, man möchte fast sagen barocke, Handschrift und eine flüssigere, die offenbar einer jüngeren Zeit angehört. Der ältere Schreiber trug in die Seiten 1–14 elf evangelische Choräle und sechs Spielstücke für ein Tasteninstrument ein; wahrscheinlich stammen auch drei weltliche Lieder auf Seite 63–66 von ihm. Nach sechs leeren Seiten setzt auf Seite 21 die jüngere Handschrift ein, von der 131 zumeist weltliche Lieder stammen. Alle Lieder des Notenbuches haben Klavierbegleitung. Mit Ausnahme von drei Liedern des Johann David Schwiegler, die drei Notensysteme haben, ist die Singstimme bei allen übrigen Liedern in den Klaviersatz miteinbezogen. Wenige Lieder, vor allem die des Schweizer Komponisten Johannes Schmidlin, haben noch den alten Generalbaß, die übrigen gehören mit ihrer ausgeschriebenen Klavierbegleitung der neueren Zeit an.

Die Komponisten sind in der überwiegenden Mehrzahl Vertreter der Schwäbischen Liederschule. Neben 38 anonymen Liedern stammen fünf von Christian Daniel Schubart, dem berühmten Begründer und Hauptvertreter dieser Schule, zehn von Josef Alois Schmittbauer, dem Schüler des Stuttgarter Hofkapellmeisters Jomelli, vier von Johann Rudolph Zumsteeg, sieben von Ludwig Abeille, zwei von Samuel Gottlob Auberlen, vier von Joh. Dav. Schwiegler, je eines von Christmann und Eidenbenz (letztere sechs Komponisten waren alle Schüler der durch Friedrich Schiller

berühmt gewordenen Karlsschule zu Stuttgart). Zur Schwäbischen Schule gehören auch noch die drei Lieder des Memminger Komponisten und Wirtes zum „Weißen Ochsen“ Christoph Rheineck und – als Ausstrahlung – die neun Lieder des Wätzikonner Pfarrers Johannes Schmidlin, die, den berühmten „Schweizer Liedern“ Lavaters (1767) entnommen, 1769 komponiert worden sind. Mit diesen beginnt die Schweizer Liederschule, die später durch Hans Georg Nägeli von größtem Einfluß auch auf den süddeutschen Männerchorgesang werden sollte.

Außer den schwäbisch-alemannischen Liedern enthält unser Notenbuch viele von mittel- und norddeutschen Komponisten. Die Auswahl zeigt den besonderen Geschmack des Schreibers, denn es finden sich fast nur Lieder der bedeutendsten unter ihnen: J. A. Hiller (9 Lieder), J. F. Reichardt (3), F. W. Rust (1), Joh. André (1), D. G. Türk (1), J. P. A. Schulz (1) und andere. Dieses Eindringen nord- und mitteldeutscher Komponisten in ein schwäbisches Liederbuch beweist, daß zu dessen Entstehungszeit die Hauptblüte der Schwäbischen Liederschule schon vorbei war. Gerade deshalb aber stellt das Notenbuch der Helena Schlegel einen wesentlichen, bisher unbekannten Beitrag zur Liedgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts dar; denn es gibt einen guten Querschnitt durch das deutsche Liedschaffen jener Zeit. Um so mehr ist zu bedauern, daß es neben dem Musikteil nur die ersten Textstrophen enthält. Außer Schubart, Lavater, Schiller („Freude schöner Götterfunken“), Bürger sind zumeist nur zweit- und dritt-rangige Dichter vertreten. Manches Lied ist offensichtlich Gelegenheitsdichtung und -komposition, erlaubt aber dadurch einen Blick in das gesellschaftliche Leben schwäbischer Reichsstädte am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Manches Lied ist später als „Kunstlied im Volksmund“ in den Volksgesang übergegangen, so Schubarts „Ich leb' das ganze Jahr vergnügt“, das der Verfasser noch 1928 in der Umgebung von Isny nach dem Gesang einer Bäuerin aufzeichnen konnte, ferner „Es war einmal ein Gärtner, der sang' ein traurig' Lied“, „Ich war kaum 16 Jahr', unschuldig und nichts weiter“, „Ich ging' im Mondenschimmer mit Lydia Hand in Hand“, „Dich, sanfter Jüngling, liebt mein Herz“, „Schon nannten Freunde laut mich Bräu-



1. Notenbuch Schlegel (1792), Probe der älteren Handschrift (Organist Christoph Weberbeck, Isny). – Hornepipe ist ein im 18. Jahrh. verbreiteter englischer Tanz, benannt nach einer primitiven Schalmeienart, auf der er ursprünglich in Hirtenkreisen geblasen wurde.

tigam, dich Braut", „Stimmet wackre Schweizerbauern" (Lavater/Schmidlin), „Arm und klein ist meine Hütte" (Dichtung von Christian Jakob Wagenseil 1779). Als echtes Volkslied ist nur „So herzig, wie mein Liesele" (zu „Wenn alle Brünnlein fließen") vertreten. Einen Rückschluß auf die wenig bekannte Tatsache, daß um 1800 der Ländler als altüberkommener Tanz in Schwaben verbreitet war, kann man aus dem auch formal interessanten Liede „Hört Ihr den schwäbischen Wirbeltanz" ziehen. Die Melodie, im $\frac{3}{8}$ -Takt, baut sich auf 4 + 3 Takte auf, ähnlich wie das bekannte Ländlerlied „Alleweil ka mer net lustig sei". Freilich wurde bei diesem Lied in neuerer Zeit unter dem Einfluß des Männerchor gesang die alte, vom Tanz her bestimmte Gebrauchsform mit 4 mal 3 Takten durch Taktwiederholung oder Dehnung fälschlicherweise zu einer normalen Melodie von 16 Takten ergänzt.

Durch einen glücklichen Zufall ist uns die Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Notenbuches in einer Weise bekannt, wie dies bei älteren Handschriften

selten der Fall ist. Helena Barbara Schlegel war die 1777 geborene Tochter des Isnyer Handelsherrn und Patriziers Leonhard Schlegel. Er hatte in der kleinen schwäbischen Reichsstadt 1780 eine Firma gegründet, die Leinwand nach Italien aus- und echte Seide von dort einführt. Schlegel ist 1824 in seiner Zweigniederlassung Neapel gestorben. Im Alter von 14 Jahren trat Christoph Ullrich Springer, der 1780 geborene Sohn eines Isnyer Lehrers, als Lehrling ins Handelshaus Schlegel ein. Die Lehrzeit dauerte von 1794–1800. C. U. Springer war dann noch zwei Jahre als „Commis“ bei Schlegel tätig, ging von 1802–1804 zur weiteren Ausbildung nach Venedig und gründete bei seiner Rückkehr 1804 ein eigenes Geschäft, aus dem sich die bedeutende Seidenfabrik C. U. Springer, Isny, entwickelte. Er starb 1845. Sein Lehrvertrag ist noch erhalten. Danach durfte der junge Lehrling nur mit Erlaubnis von Herrn und Frau Schlegel spazieren gehen; er wohnte und aß dort und war während der ganzen Lehrzeit dem Willen seines Lehrherrn unterworfen. Er hatte also, wie wir heute sagen würden, „Familien-

No. 83. Lied für Schweizerbauern

Rinnat wässer Öfritzbauren,
 Rinnat wir sind mit fünden an!
 Aus das finkes Hör und Maran
 Rinnat mit uns singen kan!
 Rinnat in den Döngewiesen,
 Wo die Frueh Silvan glänzen,
 Wo zu fürsan Olz und Frasch
 Aus den Bauern Blätter macht.

2.

Wer ist so vrogingt, ist Bruder?
 Wer ist glänzende, als wir?
 Tanzt du doch auf und wieder;
 Rinnat, Linau findest iſt!
 Zu den Dorfem, in den Wäldern;
 Rinnat ist so fraj und räif;
 Und, wie Kontor, Bruder, wattet,
 Ist dies Kanz auf Erden glänz.

2. Probe aus dem Textbuch des Christoph Ulrich Springer, Isny (1797–1801), das viele Liedtexte zu den Melodien des Schlegelschen Notenbuches enthält. – Das in Abb. 2 und 3 wiedergegebene Lied gehört zu Lavaters „Schweizerlieder“ (1767) und ist wohl die beste Komposition des Wätzikoner Pfarrers Johannes Schmidlin (1769).

anschluß“, und so kann man sich wohl denken, daß er bald mit der, freilich um drei Jahre älteren, Tochter Helena Barbara warme Freundschaft schloß.

Christoph Ulrich Springer war wohl schon durch seinen Vater, den Lehrer, musikalisch ausgebildet worden und die Musik war es offenbar, die die beiden jungen Leute für die nächsten Jahre eng miteinander verbinden sollte. Im Mai 1798 legt Christoph Ulrich ein Journal an, in das er bis 1804 mit erstaunlicher Sorgsamkeit alle seine Einnahmen und Ausgaben einträgt.

Auf der ersten Seite steht als Eintrag in sein besonders geführtes „Musikkonto“, daß er im Sommer 1794 ein Rastral (zum Ziehen von Notenlinien) und zwei Liederbücher gekauft habe. Die uns hier interessierenden weiteren Einträge lesen sich wie ein Roman. Im Mai 1798 kauft er der Jungfer Helena Schlegel für einen Batzen eine Habersuppe. Im selben Jahr verschafft ihm sein Freund Ullrich Christof Gradmann durch seinen Vater J. G. Gradmann, der früher Rektor und Pfarrer in Isny war und nun in Ravensburg wohnt, eine Violine. Von dem Isnyer Kirchenpfleger Johann Jakob Schmid kauft er einen Bogen und läßt sich von einem Isnyer Drechsler einen Dämpfer (Sordino) anfertigen.

Am 8. Juli 1798 gibt ihm Jungfer Schlegel ein Buch in Quart, worin er „Melodien zu Liedern aufs Klavier“ einschreibt. Es kann sich nach Lage der Dinge nur um unser Notenbuch handeln. Wie deckt sich aber nun damit die Tatsache, daß auf dem äußeren Buchdeckel die Jahreszahl 1792 eingetragen ist? Helena Barbara war 15 Jahre alt, als sie das Buch bekommen hatte. Die erste der beiden oben erwähnten Handschriften stammt nun von Christoph Weberbeck, einem Sohn des Lehrers und Praecantors Georg Bernhard Weberbeck. Christoph war seit 1770 Organist und Lehrer in Isny, ab 1771 zeichnete er in den Akten als „Organist und Director Chori Musices“. Sicherlich war Christoph Weberbeck Musiklehrer der Helena Barbara Schlegel, der ihr zur Konfirmation das Notenbuch schenkte. Wie es sich für einen braven Kirchenmusikdirektor gehört, trug er auf die ersten Seiten evangelische Choräle und weitere Spielstücke ein. Das Mädchen sollte dann offenbar die weiteren Seiten ausfüllen, was aber nicht geschah. An ihrer Stelle tat dies ab 1798 Christoph Ulrich Springer. Dies deckt sich auch mit dem liedgeschichtlichen Befund, auf den jedoch erst später in einer geplanten wissenschaftlichen Untersuchung näher eingegangen werden kann. Doch sehen wir weiter, was in Springers Journal über die musiche Freundschaft Helenas und Ulrichs steht. Am 8. Juli 1798 hatte er sich Papier für ein weiteres Liederbuch angeschafft, im Januar 1799 verlor er einen Batzen an Helena infolge einer Wette. Später bekommt er eine alte Flöte geschenkt, im Mai kauft er sich aber, wiederum durch Vermittlung seines Freundes Gradmann, eine neue und nimmt Flötenstunden. Daß sein Geigenspielen nebenher weitergeht, beweisen die laufenden Anschaffungen von Violinsaiten. Im Juli 1799 schenkt er Jungfer Helena Schlegel „ein weiß hölzern Modehütte“, das er ihr aus Ravensburg mitbringt, also eine Nadelbüchse, damals ein beliebtes Freundschaftsgeschenk; später bekommt sie ein „Blu-



3. Notenbuch Schlegel, Schriftprobe des Christoph Ulrich Springer, Isny, von dem der größte Teil der Eintragungen stammt.

menkrügle aus der Glashütte“ (das heißt aus der in Eisenbach am Fuße des Schwarzen Grates gelegenen, Ende des 19. Jahrhunderts aufgegebenen Glashütte). Im Oktober kauft er sich noch eine Oktav-Flöte und nimmt weiterhin eifrig Stunden. Ende 1800 schenkt er Helena ein „Rähmle mit Glas“, und wir gehen wohl kaum fehl in der Annahme, daß sich darin sein Bild befunden hat. Im September 1801 beteiligt er sich an einer Lotterie, wobei er nicht nur Geld verliert, sondern auch seine Oktav-Flöte.

Die Freundschaft zu Helena Schlegel wird dann jäh unterbrochen: sie muß den Kaufmann Elias Sulzer aus Arbon am Bodensee heiraten. Lakonisch steht in Springers Journal vom 2. Oktober 1801: „verehre ich der Jungfer Schlegel zur Hochzeit zwei paar Leuchter von Englisch Zinn f 7.28“. Im Oktober 1801 läßt er sich zwei Liederbücher binden und im August 1802 kauft er noch ein Duett für zwei Flöten. Das ist die letzte Eintragung, die uns Springers intensive Beschäftigung mit der Musik beweist. Am 25. März 1803 verkauft er in Venedig seine Geige, und damit enden alle

persönlichen Eintragungen des bis zum 1. September 1804 geführten Journals. Die Verbindung zu Helena Barbara Sulzer geborene Schlegel kann übrigens nicht völlig aufgehört haben; denn Herr Wilhelm Springer, der Urenkel von Christoph Ulrich und jetzige Seniorchef der Firma, zeigte mir aus Familienbesitz ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Bild und ein großes Ölgemälde, das diese als würdige, wenn auch etwas vergrämte Ehefrau darstellt.

Das Notenbuch Helene Schlegels findet aus Springer-schem Familienbesitz eine wertvolle Ergänzung durch ein handschriftliches Liederbuch, das laut Journal im Oktober 1801 gebunden worden ist. Der junge Christoph Ulrich hatte es am 15. Dezember 1797 begonnen und am 25. Juli 1801 beendet. Sorgfältig wie er war, trug er nach den 295 Textseiten ein Register der Liedtitel und ein solches der Liedanfänge ein. Das Buch enthält keine Melodien, sondern nur Liedtexte. Zwischen den Seiten liegen einzelne Zettel von seiner Hand mit Sinnsprüchen französischer und deutscher Dichter. Die Handschrift beweist eindeutig, daß Chri-

stoph Ulrich Springer auch der Hauptschreiber des Schlegelschen Notenbuches war. Zahlreiche der dort fehlenden Liedtexte lassen sich durch das Springersche Liederbuch ergänzen, so daß wir nun etwa bei $\frac{2}{3}$ der Lieder mit Melodien die vollständigen Texte haben. Unnötig zu erwähnen, daß das Springersche Textbuch denselben Geist atmet wie das Schlegelsche Notenbuch. In beiden zeigt sich eine seltsame Vermischung von Rationalismus, Klassizismus und romantischem Sturm und Drang. Für jede dieser geistesgeschichtlichen Richtungen ließen sich zahlreiche Beispiele anführen. Sowohl im Musik- wie im Textbuch besitzen wir ein bezeichnendes Dokument für die hohen geistigen Interessen, die Ausgang des 18. Jahrhunderts das Leben in den Bürgerhäusern der schwäbischen Reichsstädte bestimmten. So hatte der junge Christoph Ulrich Springer, der doch zunächst nichts weiter als ein einfacher Kaufmannslehrling war, nicht nur eine sorgsame musikalische Ausbildung von seinem Vater her mitbekommen, das heißt, er beherrschte selbstverständlich ein Tasteninstrument und die Grundlagen des Generalbaß-Spiels, sondern er lernte später aus eigenem Antrieb auch noch das Geigen- und Flötenspiel. Er ist, wie die Auswahl der beiden Liederbücher beweist, gut informiert über das Liedschaffen seiner Zeit und zwar sowohl in musikalischer wie in poetischer Beziehung. Wollen wir ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er die kleinen Modedichter seiner Zeit vorzog?

Besonders erstaunlich ist, daß sich diese hohe Bürgerkultur zu einer Zeit entwickeln konnte, wo sich die oberschwäbischen Reichsstädte in größter wirtschaftlicher Not befanden. 1778 mußte die Reichsstadt Isny dem schwäbischen Kreis gegenüber ihre Zahlungsunfähigkeit erklären. Trotzdem wurden ihr im Laufe der französischen Revolutionskriege (1792–1799) nahezu 160 000 Gulden Kriegskosten auferlegt. Am Aufkommen dieser Schuld war ganz bestimmt ein so einflußreicher und wohl situerter Handelsherr, wie Helenas Vater Leonhard Schlegel, maßgeblich beteiligt. Wenn in seinem Hause dennoch Musik und Dichtung in einer Weise gepflegt wurden, wie sie in den beiden Liederbüchern zum Ausdruck kommt, dann muß uns dies mit Hochachtung vor denen erfüllen, die neben den Sorgen um das Gemeinwesen zur Zeit der ausgehenden Reichstadtherrlichkeit auch noch Muße und Kraft zur Förderung der Kultur aufbrachten.

Nachschrift: Dieser Aufsatz wurde vor den „Allgäuer Tagen“ der Schriftleitung übergeben. Unter dem Eindruck der Eröffnungsfeier, die mit Spielstücken und Liedern aus dem Notenbuch Schlegels umrahmt war,

erhielt ich freundlicherweise ein in der Art der Fliegenden Blätter gedrucktes Gedicht, das zur Hochzeit Christoph Ulrich Springers von dessen Schwager verfaßt worden war. Alles, was oben aus den beiden Liederbüchern und Springers Journal über die Entstehungsgeschichte erschlossen wurde, findet hier eine hübsche Bestätigung. Daher dürfte der Abdruck einiger Strophen, auch wenn ihr dichterischer Wert nicht gerade hoch ist, gerechtfertigt sein:

Vier Jahre sind's, Herr Bräutigam,
seitdem Dir in die Quere
ein Schweizer bei Helenen kam
nächsther vom Schwabenmeere,

Der sie, die Dir acht lange Jahr'
in ihres Vaters Klause
und Dienst vor allen günstig war,
als treuem Freund vom Hause,

Sie, die, wenn Deiner Flöte Klang
im Innersten sie rührte,
ihn mit melodischem Gesang
so gern accompagnierte,

Und der Dein Auge auch wohl dann
mit Glut entgegenblitzte, —
Dir schneller, als wir's uns versahn,
vom Maul hinwegstibitzte.

Da machten wohl mitunter sich
die Knaben und die Mädchen
ein bischen lustig über Dich —
wie's geht in kleinen Städtchen.

Doch eine stimmten Dein Geschick
und Deine stillen Schmerzen
zu sanftern Ton. — Mit holdem Blick
sprach sie aus gutem Herzen:

„Freund, häarme Dich nicht allzu sehr!
Gibt's doch der braven Mädchen
für einen Mann wie Dich noch mehr,
selbst noch in unserm Städtchen!“

Man kann sich denken, wie sehr Ulrich Springer nach der Enttäuschung, die er durch die Hochzeit seiner Freundin mit Elias Sulzer erlebte, dieser Trost wohltat. „Wie ein treffend Wort aus einer kräftigen Predigt“, — so heißt es weiter in dem Gedicht — nahm er ihn mit nach Venedig. Als er wieder in Isny war und seine Firma die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, heiratete er am 13. Januar 1806 die aus angesehenem Altisnyer Geschlecht stammende Sophie Christiane Leibfried, — sie, deren Trost in dunkler Zeit er nicht vergessen hatte.

Vom Wesen des schwäbischen Fachwerks

Von Paul Klopfer

Die ersten Holzhäuser

Der Wald ist ein Stück Kleid unserer Heimat. Mit den grünen Wiesen, den gelben Feldern, dem Mosaik der Dörfer und Städte sind die blauschwarzen Flecken und Streifen kostbare Besatzstücke ihres Gewandes, geheimnisvolle Flächen, die uns locken. Der Wald birgt unsere Quellen, unser Wild, er hat Teil an Wind und Wetter, er sorgt für die Reinheit der Luft, für Gesundheit und Tüchtigkeit der Bewohner. Aus seinem Reichtum schufen unsere Vorfahren sich ihre ersten Häuser. Die Pfahlbauten von Unteruhldingen und Buchau belehren uns eingehend, wie die Stämme, Äste und Zweige aus dem Wald zu Wänden und Dächern gewandelt wurden, und wie er damit zur mittelbaren Ursache wurde für das Entstehen und Wachsen unserer heimatlichen Kultur. Und wenn auch seit der jüngeren Steinzeit bis zum heutigen Tage rund fünftausend Jahre vergangen sein mögen, so ist die Grundlage des Holzbaues in der einfachen und klaren Gestaltung des Hauses mit seinem Giebeldach doch dieselbe geblieben, mögen sich nun in dem einen Falle die Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem einzigen mächtigen Dach zusammenschließen, oder mögen sie getrennt nach Wohnhaus, Stall und Scheuer sich um einen Hof gruppieren.

Der Aufbau des Fachwerks

Jedes Bauwerk wird von unten nach oben aufgeführt, das ist eine uralte Weisheit. Erst kommen die Fundamente, dann das Kellergeschoß, und dann die Geschosse über dem Erdboden. Nur um diese kann es sich beim Holzbau handeln, denn im Boden würde das Holz faulen und damit das Haus in seiner Festigkeit gefährden. Darum wird der Unterbau des Hauses aus Stein gemauert, er ist der Sockel, auf dem sich das Holzwerk trocken und sicher erheben kann. Betrachten wir auf diesen Unterbau hin die schwäbischen Fachwerkhäuser, so werden wir durchweg feststellen können, daß dieser entweder das ganze Erdgeschoß oder mindestens einen Teil davon beansprucht, der zu wirtschaftlichen Zwecken verwendet wird. Der Schwabe kennt, entgegen dem Norddeutschen, heute noch das Wort „Souterrain“, er meint aber gerade nicht das, was „unter der Erde“, sondern vielmehr das, was über der Erde liegt, nämlich die von steinernen Mauern umgebenen Erdgeschoßräume, die das Fachwerk tragen. Es sind dies

vielfach Gewölbe zur Aufnahme von Feldfrüchten und von Obst. Erst unter dem Souterrain befindet sich der eigentliche Keller, zu ihm führt – vielfach von außen her – eine Treppe, da und dort auch eine Rampe hinab zu den Fässern mit dem schwäbischen Nationalgetränk, dem Apfel- und Birnenmost. Dieser Keller ist gewölbt und in Ziegeln gemauert, der Boden ist aus Lehmestrich, Beton würde dem edlen Getränk schaden. Außer diesem Mostkeller gab es im alten Schwabenhaus keine Keller in dieser Tiefe, da, wie gesagt, das „Souterrain“ im wesentlichen dessen Obriegkeiten erfüllte.

Auf den steinernen Unterbau stellt sich das *Fachwerk*. Es umschließt die eigentlichen Wohnräume, die damit sozusagen das „Obergeschoß“ ausmachen. Darüber steht stolz der hohe Giebel in einer Dreiecksform, die mit dem Dach dahinter das Gesamtbild nicht allein des Hauses, sondern weithin die Harmonie des Dorfes oder der Kleinstadt bestimmt, wenn nur diese Grundfigur überall in der ihr eigenen Bemessung eingehalten wird. Leider ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts auf diese Grundfigur zu wenig Rücksicht beim Bau der Häuser genommen worden, und so mußte es kommen, daß allmählich jene Harmonie des Heimatbildes vor dem Chaos der aus irgendwelchen Zweckformen geborenen anderen Giebeldreiecke schwand. Wie nun kam diese ursprüngliche Giebelfigur seinerzeit zustande?

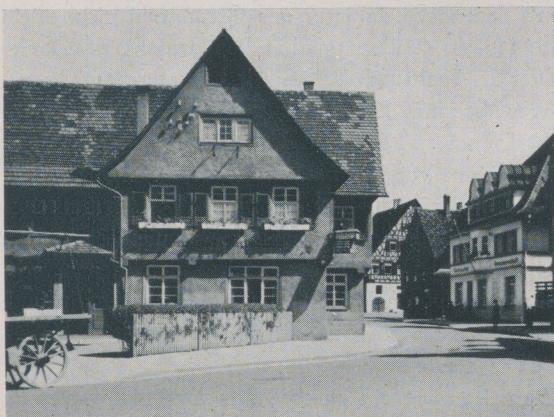
Sie zeigt nicht ein gleichseitiges Dreieck, wie es im gotischen Stil üblich war, aber auch kein „Winkel-dach“, mit dem rechten Winkel an der Giebelspitze, sondern einen Winkel, der weniger als 90 Grad oben und mehr als 45 Grad am Giebelaufstand beträgt. Der zunftgerechte Handwerker fand die Winkel nicht rechnerisch, sondern durch Zirkel und Lineal¹.

Diese, wohl aus dem Handwerk der Deutschen Renaissance (zwischen 1500 und 1600) erwachsene Dachform finden wir nicht nur an den schwäbischen einfachen Bauern- und Bürgerhäusern, sondern über-

¹ Rechnen wir diese zeichnerische Lösung arithmetisch nach, so erhalten wir einen Giebelaufstandswinkel von rd. 54 Grad und 45 Min. Zeichnerisch genommen ist nämlich die Giebelhöhe gleich der Diagonale eines Quadrates mit der halben Grundseite des Giebeldreiecks, also genau entsprechend dem Verhältnis, das wir heute unter der bekannten Papier-Dinform bei unserer täglichen Schreibarbeit benutzen. Ziehen wir z. B. auf einer Postkarte die Diagonale, so ergibt sich ohne weiteres der oben genannte Winkel.



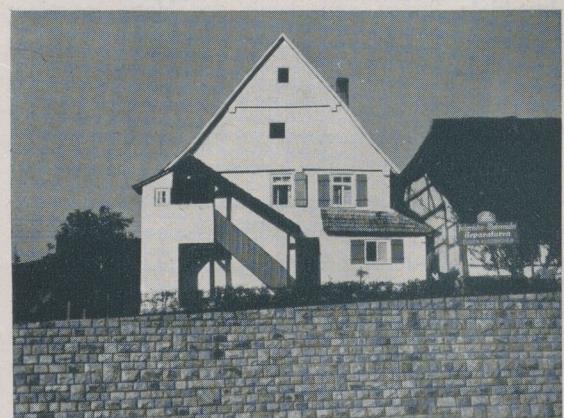
Gasthaus zum Hirsch in Lorch vor und nach der Freilegung des Fachwerks



Gasthaus zur Ratstube in Lorch vor und nach der Freilegung des Fachwerks



Fachwerkhaus bis 1950



Nach der Überputzung des Fachwerks

all in Deutschland, auch bei Schlössern und Palästen jener Zeit, also von Konstanz bis nach Bremen und von Köln bis nach Danzig. Wirtschaftlich bietet der vom Giebel eingeschlossene oberste Hausteil viel Raum für Giebelstuben und für die „Bühne“ (den Dachboden).

Die hier geschilderte Raumverteilung läßt ohne weiteres erkennen, daß eine „Parterrewohnung“ im üblichen Sinne nicht besteht, wir müssen schon eine Treppe hinaufgehen, wenn wir den Schwaben in seiner Wohnung aufsuchen wollen. Der norddeutsche Wanderer, der im schwäbischen Gasthaus Einkehr halten will, auch er muß nach oben steigen: dort ist die Wirtsstube! Es spricht etwas Intim-Wohnliches aus dieser Art, die so ganz entgegen der norddeutschen wie auch der ostdeutschen Art ist, welche die Gasträume zu ebener Erde womöglich mit freiem Ausgang nach einem Wirtsgarten anordnet.

Betrachten wir jetzt unser Fachwerkgeschoß näher auf seine konstruktive Art, so müssen wir vom Fußboden und seiner Balkenlage ausgehen, welche auf dem gemauerten Untergeschoß ruhen. Auf den Köpfen dieser Balkenlage, die zugleich die Decke (den Plafond) des Erdgeschosses bildet, liegt die kräftige Schwelle, in sie hineingezapft sind die Ständer, und diese wieder tragen den Rahmen oder das „Rähm“, auf dem schließlich die Balken für die Decke des eigentlichen Wohnraumes liegen, die damit zugleich den Fußboden des oberen, beziehungsweise des Giebelgeschosses aufnehmen. Wir sehen: Schwelle, Ständer und Rahmen machen die Tragkonstruktion des Fachwerks aus, eines bedingt das andere; die Schwelle nimmt die Ständer auf, diese tragen den Rahmen, und auf diesem wieder liegen die Balken des darüber befindlichen Geschosses. Daß diese Konstruktion den Namen des „Rahmenbaues“ trägt, ist uns nun verständlich: der Rahmen ist die Seele des Fachwerks, in sehr alten Häusern finden wir sogar doppelte Rahmen, die die schwere Last der Wände aufzunehmen haben. Im Gegensatz zu diesem fränkisch-schwäbischen Rahmenbau steht der niedersächsische „Ständerbau“, bei dem nicht die Rahmen, sondern die Ständer die Balken tragen, welche über diese oft weit hinausragen und dann durch Konsole gehalten werden.

Die Fachwerkswand und ihr Schmuck

Die Wand als Ganzes mit ihren Fenstern zwischen den Ständern bestand ursprünglich aus waagrecht übereinandergelegten Bohlen, und war etwas hinter die Ständer zurückgesetzt. Spätere Zeiten mit weniger Holzreichtum setzten anstelle der Bohlen mit Strohlehm umwickelte Stäbe (sogenannte Lehmwell-

ler), die zuletzt verputzt wurden. Heute werden die Gefache mit Lehmpatzen oder Ziegeln ausgefüllt. Im altschwäbischen Fachwerk stehen die Ständer weiter auseinander als im fränkischen, wie überhaupt mehr mit dem Holz gespart wird als dort – durch sogenannte „Kopfbänder“ aber wird die Last der Rahmen günstig verteilt, und die Ständer werden durch „Fußbänder“ noch gefestigt, im fränkischen Fachwerk hingegen werden ganze Streben in die Ständer oder aber unten in die Schwelle und oben in den Rahmen verzapft. Diese fränkische Art hat sich allmählich auch in unseren schwäbischen Gegenden durchgesetzt, das Bild ist gegen früher fröhlicher geworden, die Stabornamentik sozusagen geschwätziger, während dem Schwaben mehr das ernsthaft-nüchterne eignet. Als einen wesentlichen Faktor dieser „Ornamentik“ dürfen wir den sogenannten „Mann“ und „Halben Mann“ ansehen, im ersten Falle sind von der Schwelle her in den Ständer beiderseits Streben gezapft, gegen welche vom Rahmen oben her kürzere Streben in entgegengesetzter Richtung laufen, beim „Halben Mann“ geschieht dieses Spiel nur von einer Seite aus. Wie gesagt handelt es sich hier nicht um das urschwäbische Fachwerk, sondern um einen Einfluß von Franken her.

Zur Ornamentik gehören besonders aber die Füllungen unterhalb der Fenster, statisch ganz überflüssig, allein entstanden aus dem Schmuckbedürfnis des Erbauers. Wir finden da ganz einfache aufrechte Stützen oder Säulchen in der Mitte der Felder unter den Fenstern oder zwei Stützen in Strebstellung, die sich zu einer römischen V mit der Spitze auf der Schwelle schließen und als „Bauernfünf“ bekannt sind, oder Kreuzformen, aufrecht oder schräg, da und dort aus gotischem Brauch gebogen und gar mit einer gotischen „Nase“ versehen, oder aber rhombisch geordnet oder kreisförmig. An Häusern der Barockzeit können wir die Freude am Gebogenen und Geschweiften besonders häufig feststellen.

Schließlich kommt der Maler und pinselt, wo der Zimmermann die Kanten „abgefaßt“ hat, die Fasen farbig an, hier und da kommt es auch zu bebilderten Wandteilen. Das alles hört aber mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts auf.

Ein Wort noch über die Balkenköpfe, die als Schwelenträger des ersten Fachwerkgeschosses in der Flucht der Mauer eine Reihe schwarzer Punkte bilden, die Zwischenräume mit Stein oder Lehm ausgefüllt. Im Obergeschoß liegen sie, wie wir sahen, auf dem Rahmen auf. Da sie im Hause quer zur Längsseite verlegt werden, müßten sie eigentlich auch nur an den Längsseiten der Hausfront sichtbar sein, dem-



Gemeindehaus und Pfarrhaus in Lorch. Am Gemeindehaus (rechts) Fußknaggen; am Pfarrhaus (links) die „Bauernfünf“

gegenüber dürfen wir aber – dies bezieht sich auf die freistehenden Häuser – sehr häufig feststellen, daß die Balkenköpfe rings um das Haus an allen vier Seiten sichtbar sind, was besonders der – meist schmäleren – Giebelseite zum Vorteil gereicht. Für diese Anordnung ist wieder der schmückende Sinn des Baumeisters haftbar: er erfindet die sogenannten „Stichbalken“, sie werden an den Giebelseiten in den „Streichbalken“ gleich hinter der Giebelwand eingezapft. Auf diese Weise entsteht jener Rhythmus der Balkenköpfe in dem Wechsel von Holz und Füllmauerwerk oder Füllbrett rings um das ganze Haus herum. Nur da, wo über die Balkenköpfe und die Füllungen durchgehende Bretter gezogen werden, geht der Rhythmus verloren, und es besteht nur das breite Band in den Geschoßteilungen. Andererseits wird der Saum dann besonders ausdrucksstark, wenn (wie dies bis zum Ausgang der Barockzeit üblich war) das obere Geschoß beziehungsweise der Dachgiebel über das untere „vorkragt“, so daß die Balkenenden zuweilen bis zu 30 cm und mehr über der Hauswand vorstehen, und an den Stellen, wo sie über die Ständer ragen, noch durch Konsole gehalten werden. Gerade dieses durch die Geschoßvorkragung entstehende lebhafte Relief der Hauswand macht den Fachwerkbau so malerisch, und es ist nur bedauerlich, daß die späteren Zeiten, besonders von 1750 an, den Überstand immer geringer werden und zuletzt ganz verschwinden ließen.

Die Kunst der Deutschen Renaissance, als die Verquickung heimischer Bauweisen mit dem italienischen Formenreichtum aus klassischer Wurzel, hinterließ

auch im Fachwerk ihre Spuren, wir erkennen an reicherem Fachwerkbauten Säulen und Pilaster, ja, Atlanten und Karyatiden im Gesims den Zahnschnitt oder den durchgehenden Architrav – auch unser Schwaben wurde (vor allem in den Städten) von diesen Formen mehr oder minder stark beeinflußt. Bei alledem aber bleibt doch immer das *Holzsystem* das gleiche, und, je mehr es sich von der Renaissance und dem darauffolgenden Barock entfernt, wird dieses System immer nüchterner und nackter, ja, es macht sich überall eine gewisse Schulmeisterei bemerkbar, die den Einfluß maßgebender Stellen in den verschiedenen Bauverwaltungen verrät. Aus den Vorlagen für landwirtschaftliche Bauweise (etwa um 1800), wie sie unter anderem besonders von Friedrich Schinkel gefördert wurde, finden wir dergleichen nüchterne Umbildungen des einst so lebhaft-individuell geformten Fachwerks, gleichsam degradiert gegenüber der städtischen Bauweise, die damals vom Fachwerk nichts wissen wollte.

Ausklang und Verpflichtung

Und doch war diese schulmeisterliche Auffassung gesünder als die spätere der „Gründerjahre“, da romantische Allüren die Bauherren auf die abstruse Idee brachten, ihre Villen im Fachwerkstil zu erbauen, den sie vielleicht auf einer Ferienreise in landschaftlich schönen Gegenden kennengelernt hatten. Heute noch können wir dergleichen künstliche Fachwerkhäuser in den Straßen mancher Klein- oder Mittelstadt sehen: zwischen verkrampt gebogenen Streben lederfarbige Backsteinfüllungen, womöglich statt der durchgehenden Hölzer nur aufgenagelte Bretter, Spottgebürtungen einer verwirrten Architekturromantik.



Götzenmühle bei Lorch. Weit gestellte Ständer, Streben in Form des ganzen und halben „Mannes“

Demgegenüber begann in Orten mit wirklich echtem und schönem Fachwerk der Kleinbürger dieses zu überputzen, als schäme er sich, die Struktur seines Hauses offen zu zeigen; das Fachwerk war ihm zu ländlich, denn in der Stadt gibt es nur geputzte Häuser. Nur in einzelnen Fällen konnte der *Heimatschutz* es erreichen, daß ehedem wirklich schöne und monumentale Fachwerkhäuser, die eine spätere Zeit überputzt hatte, vom Verputz wieder frei gemacht wurden – sie stehen nun als Wahrzeichen alter Zimmerkunst der Kleinstadt da und werden vom Besucher bestaunt und – wenn er ein Herz auf dem rechten Fleck hat – warm begrüßt.

Aber solche Dinge sind selten. Es hat sich herausgestellt, daß die Befreiung des Fachwerks von der späteren Putzsicht und die Wiederherstellung des alten Zustandes teurer kommt als eine ganze Putzerneuerung und so wird wohl, sofern nicht von anderer Seite Mittel zufließen, wenig Hoffnung bestehen, daß unser altes ehrliches Fachwerk wie der Phönix aus der Asche so aus seinem Putzkleid heraus neu erstehen wird. Um so wichtiger aber ist es, das



Fachwerk im Einfluß des Jugendstils
Sämtliche Aufnahmen: Klopfer

heute noch vorhandene Fachwerk zu schützen und zu pflegen als eines der schönsten Dokumente unserer alten deutschen Holzarchitektur!

Höhlenfahrten in der südlichen Alb

Von Gerhard Dittrich

Unsere repräsentativen Schauhöhlen liegen teils im Gebiet des nördlichen Albtraufs, teils auf der Höhe der Albtafel (Nebel-, Bären-, Olgahöhle, Falkensteiner Höhle, Laichinger Schachthöhle, Charlottenhöhle u. s. w.). Für den Südfuß des Gebirges sind dagegen die zahlreichen Quelltöpfe (wie Aachtopf, Blautopf und Brenztopf) und reichlich schüttende Felsquellen („Vaucluse-Quellen“) bezeichnend, die aus einem ausgedehnten unterirdischen Speicher- und Röhrensystem gespeist werden. So basiert die Wasserversorgung von Sigmaringen im wesentlichen auf der Gorheimer Quelle links der Donau oberhalb der Stadt. Ein bis 4 Meter tiefer See, der auf 90 Meter Länge mit Nachen befahren werden kann, und dessen Spiegel die untere Grenze der Verkarstung („Karstwasserspiegel“) angibt, durchzieht die Wimsener Höhle bei Zwiefalten in ihrer ganzen Erstreckung. Als bescheidenes Gegenstück hierzu kann die Hönberg-Höhle im Schmeiental gelten, die von einem Eisenbahntunnel rechtwinklig durchschnitten wird. Von dem ursprünglichen, langgestreckten See ist hier nach dem Bahnbau nur ein dürftiger Rest übriggeblieben.

Die südliche Alb weist aber auch zahlreiche Trocken-

höhlen auf. Als Stützpunkt für Höhlenfahrten in diesem Raum erweist sich Sigmaringen als besonders geeignet. Bereits im Stadtgebiet selbst treten kleinere Höhlen auf (Abb. 1). Reizvoller sind Höhlenfahrten in das obere Donautal und in das Bittelschießer Täle (unteres Laucherttal NO Sigmaringen) bei Bingen/Hohenzollern. Über diese Höhlenbildungen ist durch die Lokalforschung (Arbeitsgruppen des Naturwiss. Kolloquiums und der Alpenvereins-Sektion Sigmaringen) in den letzten Jahren umfangreiches Beobachtungsmaterial gesammelt worden.

Im Bittelschießer Täle hat sich die Lauchert in den Jurakalk eingesägt, und hat zahlreiche Gewölbe, jetzt trockene, unterirdische Bachbetten angeschnitten. In diesen bestens erhaltenen, kaum durch Verbruch veränderten Röhren sind formvollendete Strudelkessel bemerkenswert. Im Innern einiger Höhlen, aber auch außen an den nahezu senkrechten Felswänden fallen horizontale Bänder und Hohlkehlen ins Auge, die als ehemalige Wasserstandsmarken zu deuten sein dürfen (Abb. 2). Mitunter ziehen sich die Gänge stark geneigt (gradlinig oder gewunden) oder gar senkrecht (wie in der Tiefenhöhe der Forstabtg. Frauenstock)



1. Felsentor am Donauufer in Sigmaringen, Spielwiese
Aufnahme: Dittrich

nach unten und enden im Niveau oder oberhalb des jetzigen Lauchertspiegels. Im März 1953 konnte in der Bittelschießer Höhlenwelt mit der von dem Münchener Zoologen Dr. W. Issel eingeführten und zentral gesteuerten Fledermausberingung, die u. a. über die Wanderungen dieser nützlichen Insektenvertilger Aufschluß geben soll, durch Ingenieur H. Frank (Höhlenverein Laichingen) begonnen werden. In den Höhlen der Laichinger Alb wurden seit 1951 viele Hunderte von winterschlafenden Fledermäusen be ringt, und es sind bereits zahlreiche Rückmeldungen eingegangen.

Die Donau hat zwischen Friedingen (Beuron) und Sigmaringen in großem Maßstabe Höhlen erschlossen. Die aus Schwammkalken des Weißjura aufgebaute, großartige Felspartie des Teufelsloches – acht Kilometer von Sigmaringen – birgt einen geräumigen Höhlendom an der Talstraße, kleine Höhlen am Gehänge und schließlich als Glanzstück nahe der oberen Felskante eine sechzig Meter lange, waagerechte und nur unter Anstrengungen zu bewältigende, mit Kalksinter aller Art ausgekleidete Röhre („Gutensteiner Tropfsteinhöhle“). Ein weiteres, gleichfalls mehrstöckiges Höhlensystem finden wir fünf Kilometer donauaufwärts, einen Kilometer östlich Thiergarten. Aus der großen Höhle unweit der Talstraße – 1950 wurde hier eine spätbronzezeitliche Kulturschicht entdeckt – ergießt sich dann und wann ein Bach („Bröller“), der sich in den Schutt des Höhlenbodens ein tiefes Bett ge graben hat; im allgemeinen genügt jedoch die etwas westlich und einige Meter tiefer gelegene Karstquelle für die Ableitung des unterirdisch gesammelten Wassers. Im Bröller gebiet ist außer kleineren Nischen, Löchern, Spalten und

Schlitten vor allem dann noch die hoch oben auf Stetten zu liegende „Amandahöhle“ zu nennen. Nach ihrer Entdeckung vor mehr als zwanzig Jahren wurde sie erst Ostern 1951 zum zweiten Male befahren. Der Einstieg erfolgt durch einen sechs Meter tiefen Spalt, der im Zenit einer Riesen kuppel mündet. Nach freiem Abseilen über vierzehn Meter landet man auf einem großen Block, der gleich vielen anderen aus der Höhlendecke herausgebrochen und her niedergestürzt ist. Wir überdecken kubikmetergroße Klötze ganze Wandteile und kleinstückiger Schutt den anstehenden Fels des Höhlenbodens; selbst einige fünf Meter tiefe Löcher enden noch in dem losen Trümmermaterial. Infolge des fortschreitenden Verfall es ist es kaum zur Tropfsteinbildung gekommen, obwohl reichlich Tropfwasser unaufhörlich zu Boden fällt. Von erneuter Befahrung der baufälligen Höhlenruine ist aus Sicherheitsgründen abzuraten.

In ihrem wenig gegliederten Bauplan der Amandahöhle ähnliche, geräumige Höhlendome haben wir dann zum Beispiel noch westlich Thiergarten („Hohlefels“), an Schloß Werdenwag und ob Beuron („Petershöhle“). Die Höhlen und Felsüberhänge des oberen Donautales haben gleich denen im Raum laucheraufwärts bis hin zur Bärenhöhle (Veringenstadt und viele andere) durch die von Dr. h. c. Peters durch geführte prähistorische Bestandsaufnahme viel von sich reden gemacht. Auf Höhlen noch wenig erkundet sind die Täler anderer Donauzuflüsse, sowie die keineswegs seltenen Dolinenbildungen zum Beispiel im Wildpark Josephslust südlich Sigmaringen. Hier sieht sich die Heimatforschung noch vor umfangreiche und fesselnde Aufgaben gestellt.



2. Bittelschiefer Täle, Waagerechtes Gesimse (Wasserstandsмарke), darunter Höhlenfenster Aufnahme: Dittrich

Isolde Kurz und Schwaben

Zu ihrem hundertsten Geburtstag am 21. Dezember 1953

Von Karla Johns

Die Persönlichkeit der Isolde Kurz ist zu weiträumig und gemessen an der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu unbürgerlich, als daß man schon beim Nennen ihres Namens daran dächte, ihren Ort nach Herkunft und Stammeszugehörigkeit zu bestimmen. Als erstes steigt in der Vorstellung ihre Heroinen-Erscheinung auf, die blonde große Gestalt, die imstande war, auf hohem Festwagen als Muse vier Pferde durch die steilen Gassen Tübingens zu lenken, die ungeteilt des Spottes der Philister ihre klassischen Studien und reiterlichen Übungen betrieb, die Dichterin, die sich in der südlichen Helle Italiens ihrer Kraft bewußt wird und ganz gegen alle Modeströmungen ihren langen Weg bis zum Ende geht. Wendet man sich aber ihren Werken zu, so gerät man doch recht bald auf die Spuren ihrer schwäbischen Stammeszugehörigkeit und Herkunft, deren sie sich mit zunehmendem Alter immer stärker und mit wachsendem Stolz wieder erinnert.

Isolde Kurz ist schon blutmäßig auf das innigste mit dem Schwabenland verwachsen. Ihr Vater, der Dichter Hermann Kurz, stammte väterlicherseits aus einer Reutlinger Senatorenfamilie, und seine Mutter war die dritte Tochter des Buchdruckerherren Schramm aus Tübingen, die durch ihre Mutter mit alteingesessenen Bürger- und Professorengeschlechtern versippt war. Der Großvater mütterlicherseits brachte zwar als kurfürstlicher Freiherr von Brunnow fremdes Blut in den Stamm, aber seine Frau gehörte als geborene von Oettinger der schwäbischen Aristokratie an.

Isolde Kurz ist ein Stuttgarter Kind und ihre frühesten Erinnerungen reichen in diese Stadt zurück. Ja, sie sind sogar auf eine kummervolle Weise, wie sie sehr anmutig in ihrem „Jugendland“ schildert, mit ihrem Zentrum, der Ehrensäule auf dem Schloßplatz verknüpft. Die Familie wohnte nacheinander in der Paulinen-, dann Militärstraße, wurde aber jeweils durch Lärm, der den empfindlichen Dichter bei der Arbeit störte, daraus vertrieben. Erst in einem geräumigen, von Gärten umgebenen Haus aus ehemaligem königlichen Besitz, das „Königsbad“ geheißen und zwischen Stuttgart und Berg gelegen, fand man Ruhe. Die Zeiten waren um die Jahrhundertwende noch so idyllisch, daß niemand etwas dabei fand, daß beim Nahen des Steuereinnehmers die Hausfrau sich

hinter den Bäumen des Gartens versteckte, bis der Unglückliche mit dem Bescheid des Dienstmädchens, die Frau sei ausgegangen, wieder abzog. Die eigentlich bewußte Kindheit aber verlebte Isolde mit ihren drei wilden Brüdern, zu denen sich 1860 noch der kleine Balde (nach Garibaldi genannt) gesellte, in der ländlichen Abgeschiedenheit Obereßlingens, der einstigen Heimat ihrer Mutter. Hier kam sie in engere Berührung mit schwäbischen Land und schwäbischen Leuten. Denn es gab dort eine Fülle von Originalen in Gestalt von gütigen Tanten, Krämers- und Waschfrauen, die dem Kind heimische Sagen, ortsgebundene Schnurren und soviel Anekdoten zutragen, daß sie sie noch nach vielen Jahren zu dichterischen Gebilden umwandeln, oder als Erinnerungen überliefern konnte. Im nächsten Wohnort, Kirchheim unter Teck, lernte das Kind die Albberge durch ausgedehnte Wanderungen kennen, die durch die Albsagen, die der Vater erzählte, belebt wurden.

Die Übersiedlung nach Tübingen 1863 wurde schicksalhaft für Charakter und Lebensablauf des heranwachsenden Mädchens und sollte in die Beziehungen Isoldes zu Schwaben einen schweren Bruch hineintragen. Es erscheint daher wie ein Wunder, daß die Dichterin später wieder einen so unbefangenen Zugang zu Land und Leuten ihrer Heimat gefunden hat. Das Befremden und die Mißbilligung, die die freiheitlich und fortschrittlich gesinnte Familie Kurz, deren Lebensstil und Erziehungsprinzipien ihrer Umwelt um Generationen vorausgeileit waren, bei der unfreien, engstirnigen Bevölkerung der Universitätsstadt hervorrief, entlud sich allein auf die Tochter. Die Brüder, die auf dem Gymnasium bald zu Auszeichnungen und Ehren kamen, wehrten sich mit den Fäusten. Das Mädchen, das nirgends Anschluß fand, weil es auch keine Schule besuchte, hatte keine Waffen gegen die Anfeindungen, denen es heimlich und öffentlich überall ausgesetzt war, wo es auftrat. Wenn die Dichterin später auf dieses Kapitel ihrer Jugendgeschichte zurückkommt, hat sie merklich Mühe, die Bitterkeit niederzukämpfen, denn diese Zeit hat ihr Wunden geschlagen, die nicht spurlos vernarben konnten. Die allgemeine Verfemung, der sie zum Opfer fiel und an der auch Universitätskreise beteiligt waren, wurde der Anlaß, der sie aus der Stadt

vertrieb. Als die Familie insgesamt ein Jahr später endgültig die Heimat verließ, um die muffige Enge, über die auch andere erlauchte Geister klagten, mit der freieren Luft Italiens zu vertauschen, ließ sie nichts zurück als die Grabstätte des von Isolde so heißgeliebten und bewunderten Vaters auf dem Tübinger Friedhof. Es entsprach ganz ihrer noblen Art, daß sie ihr erstes Honorar darauf verwandte, dem verkannten Dichter, für dessen Nachruhm sie ihr Leben lang streiten sollte, einen würdigen Gedenkstein zu errichten.

Doch haben die Menschen, mit denen sie im Lauf ihrer Tübinger Jahre bekannt wurde, dafür gesorgt, daß sie ihrer Heimat nicht gar zu gram wurde. Unter den vielen ausgezeichneten Schwabensöhnen, die ihren Weg damals kreuzten, ragen besonders zwei Gestalten hervor, deren Wesen bei aller Gegensätzlichkeit wohl imstande war, sie mit dem Schwabentum wieder auszusöhnen: der um viele Jahre ältere Friedrich Theodor Vischer und der Jugendgefährte Ernst Mohl, der ihr durch eine seltene Freundschaft bis an sein Lebensende verbunden blieb. Der bedeutende Gelehrte, den die Kleinstädterei des damaligen Tübingen veranlaßte, einen Lehrstuhl an der Technischen Hochschule in Stuttgart anzunehmen, wandte schon der Zwölfjährigen sein Wohlwollen zu. Er lud sie mit der Mutter zusammen ein und erzählte ihr Geschichten, unter andern das ganze Märchen von den Pfahlbauern, das er später seinem Buch „Auch Einer“ einverleibt hat. Hätte sie ihn im Kampf mit „Philistäa“ an der Seite gehabt, wäre ihr das Leben dort leichter geworden. Später bezeugte er besondere Freude an ihrem vielfach mißverstandenen Gedicht „Das Weltgericht“, das er in seinen Briefen an die Dichterin parodistisch abwandelte und angeblich immer bei sich trug.

Wer aber ihr schwäbisches Heimatgefühl immer wachgehalten hat und sie die tiefsten Einblicke in die sprachlichen Besonderheiten und uralten Sitten und Gebräuche des Landes tun ließ, war nicht der Vater, den in den letzten Jahren eine Zone des Schweigens umgab, die auch die von ihm vorgezogene Tochter nicht durchbrechen konnte, sondern der Pfarrerssohn aus Hildrizhausen, Ernst Mohl. Die innere Verwandtschaft zum Griechentum, die jedem echten Schwaben im Blute liegt, verband beide am tiefsten. Als die durch ihren langen Italienaufenthalt der Heimat entfremdete und durch den Tod der einzigartigen Mutter (1911) Vereinsamte wieder in Deutschland heimisch werden wollte, verließ der alternde Mann frühzeitig den russischen Staatsdienst, um der verehrten Freundin das Einleben zu erleichtern. Unter seinen „friede-

seligen“ Augen schrieb sie den Erinnerungsband „Aus meinem Jugendland“, der die Landschaft ihrer Kindheit in hellem Sonnenglanz zeigt. Gewiß hat er ihre schwäbischen Zitate zurechtgestutzt (sie sprach in ihren späteren Jahren ein völlig dialektfreies Deutsch), ihre Augen auf verborgene Schönheiten gelenkt, manchen versunkenen Schatz gemeinsam mit ihr aus der Erinnerung gehoben.

Auch als die Dichterin Aufenthalt in Florenz genommen hatte und ihre Begabung zum Durchbruch gekommen war, blieb sie noch mit dem Schwabenland verbunden. Eine Erzählung aus den „Florentiner Novellen“, die ihren Ruhm begründet haben, ist in Stuttgart geschrieben worden. Auch lautete der ursprüngliche Titel der Erzählung „Die Humanisten“ „Die Schwaben in Florenz“, da die darin geschilderten Ereignisse an einen 1482 stattgehabten Besuch des Grafen Eberhard mit seinem Gefolge am Hofe des Lorenzo Magnifico anknüpfen. Isolde schrieb darüber in ihren Erinnerungen: „Es waren köstliche Frühlingsstage; der lange nicht gesehene deutsche Lenz mit dem kindlich zarten Grün der Laubbäume und der jungen Fransen der Nadelhölzer setzte mich in einen Rausch der Heimatliebe, und diese Heimat im Geist mit meiner zweiten, der toskanischen, zu verbinden, war mir eine tiefe innere Befriedigung.“ Als sie die Erzählung, die ihr anlässlich eines dynastischen Festes, das man damals feiern wollte, als recht geeignet dafür erschien, einer Stuttgarter illustrierten Zeitschrift anbot, wurde ihr jedoch der Bescheid: „Der Gegenstand liege zu weit ab, um Interesse zu erwecken.“ Mehr Erfolg hatte sie später mit ihren Gedichten in ihrem Heimatland. Sie waren zunächst in Frauenfeld in der Schweiz herausgekommen. „Daraufhin stellte der ‚Staatsanzeiger für Württemberg‘ die Frage, wie es komme, daß ein Buch, das der Heimat zur Ehre hätte gereichen können, in einem ausländischen Verlag habe erscheinen müssen.“ Das hatte zur Folge, daß es 1888 bei Cotta herauskommen konnte, welcher Verlag auch die meisten Werke der Isolde Kurz druckte, bis der Rainer Wunderlich Verlag sie übernahm, der auch jetzt noch schöne Neudrucke herausbringt.

Eine Aufgabe war es jedoch vor allem, die ihr ganzes Interesse wieder auf das Schwäbische hinlenkte, auch als sie noch in Florenz lebte: die Biographie ihres Vaters (1. Auflage 1905). Es ist bewundernswert, wie sie sie, die doch so früh den Kontakt mit dem Mutterboden und der Muttersprache verloren hatte, nach dreißig Jahren gelöst hat. Ein Beweis auch dafür, wie tief schwäbische Art und schwäbisches Wesen in sie eingegangen waren, die ja besonders viel vom Vater geerbt hat. Es ist sehr reizvoll, nachzuspüren, welche

schwäbischen Züge die Dichterin im Gedächtnis bewahrt und für überliefertwert gehalten hat. Die zwischen Distanzierung und Zuneigung schwankende Haltung der späteren biographischen Werke ist auch hier schon anzutreffen. Sie führt dazu, daß manche Wesenszüge des Schwaben schärfer und oft auch unbarmherziger erfaßt sind; das Ressentiment über die Verkennung des Dichters durch seine eigenen Landsleute mag dabei auch mitgespielt haben. Als geradezu symbolisch erschien ihr in diesem Zusammenhang die Antwort eines Dienstmädchen, als es darauf hingewiesen wurde, daß der sich gerade verabschiedende Besucher der Verfasser des „Weihnachtsfundes“ sei: „Ja, lebe' denn die?“ „Es läßt sich nicht ausdrücken, was diese Frage alles enthält. Neben einem Anklang an die Ehrfurcht vor dem allen Bauern geläufigen Buch der Bücher, das ja auch nicht von Menschen verfaßt ist, liegt noch etwas ganz Besonderes, echt schwäbisch Irrationales darin, das die Worte so ergreifend macht. Es hilft aber auch erklären, warum die Schwaben sich so wenig um ihre Dichterpersönlichkeiten bekümmerten: Ja, leben denn die?“ Ständig wiederkehrende Vorwürfe, die sie dem Schwaben macht, betreffen seine allzu konservative Haltung, seine Verachtung der Form, die „nicht selten bis zur bewußten Verachtung des Schönen“ geht (für Isolde Kurz eines der schlimmsten Verbrechen), was sie vor allem auch den schwäbischen Frauen nachsagt. Deren rückständige, allein den häuslichen Geschäften zugewandte Art, verbunden mit allzu großer anerzogener Bescheidenheit, sei auch der Grund gewesen, warum sich in Schwaben kein literarisches Leben habe entwickeln können. Tadelnswert findet sie ferner die „fanatische Prosa“ des Schwaben, die schon ihren Vater zur Verzweiflung bringen konnte, diesen allzu sehr aufs Nützliche gerichteten Sinn, der sich sogar schon in der Landschaft auspräge: „Da war ferner ein Geist bürgerlicher Nutzbarkeit über die ganze Natur verbreitet ... Diese reichen, aber in winzige Gütchen verteilten Kornfelder, diese endlosen Fruchtbauumreihen ...“ In das andere Extrem verfalle aber die andere Sorte von Schwaben, namentlich solcher, die durch die Klöster- und Stiftserziehung hindurchgegangen seien und die eine Weltfremdheit und Unerfahrenheit in Geschäftsdingen geradezu als eine besondere „provinzielle Form des Idealismus“ bewußt zu pflegen schienen. Am meisten fällt ihr die Sucht der Schwaben auf, sich ständig gegenseitig etwas am Zeuge flicken zu müssen, ihre Unfähigkeit, heimische Leistungen anzuerkennen. „Aller Ruhm Alt-Württembergs geht von seinen Dissidenten aus. Diese sind sämtlich Geschwister von Schiller ab ...“

Ein Familienzug, der sie von weitem kenntlich macht, ist ihre trotzige Gebärde ... Sie sind eben keine Olympier, sie sind Titanenkinder.“ Solche kritische Äußerungen werden aber durch ebenso häufige positive Bemerkungen wieder wettgemacht, die besonders in dem anderen sich ganz dem Schwabenlande zuwendenden autobiographischen Werk, dem „Jugendländ“ zu finden sind. Da heißt es etwa in einer Bemerkung über das Verhältnis des Schwaben zur Dichtung: „Die Poesie ist für sie ein inneres Blühen des Menschen, fast mehr ein Zustand, als eine Tätigkeit.“ Auch für das den Schwaben besonders auszeichnende Schweifen in die Ferne findet sie eine überzeugende Erklärung: „Mein liebes Schwabenland ist ein Gebilde eigener Art, gleichsam eine Musterkarte aller Länder. Es sieht aus, als hätte der Schöpfer, bevor er die Erde entwarf, ein Modell im kleinen hergestellt, worauf er jede Form andeutete, die er hernach im großen ausführen wollte: Berge, Flussläufe, Ebenen, Wasserflächen, alles ist vorhanden, aber in kleinerem Maßstab und in stetem Wechsel. Immer steht man wieder vor einem anderen Bild. Diese Vielartigkeit hat nichts Zwingendes, Stilgebendes wie einfache Größe von ausgesprochener Art, die allein da ist und alles andere ausschließt. Vorstellungen werden angeregt, aber nicht erfüllt. Daher lag und liegt vielen Schwaben die Unruhe von Hause aus im Blut.“

Was an der Persönlichkeit der Isolde Kurz selbst schwäbisch sei, an diese Frage wagt man sich nur mit größter Vorsicht. Nur leicht skizzieren möchte man solche Züge, auch auf die Gefahr hin, daß sie unscharf bleiben. Das Streben, zu eigenem Besitz, zu Grund und Boden mit dem Haus darauf zu kommen, ist allen Schwaben gemeinsam. Auch Isolde Kurz hat diese Freude, wenn auch auf fremder Erde, erlebt und mitgeteilt: „Es ist kaum zu glauben, wie sehr das Bauen auf eigener Scholle, gleichviel ob groß oder klein, das Selbstgefühl hebt und dem Leben gegenüber eine ganz andere Sicherheit gibt. Die „unsicheren Sohlen“ haben mit eins, wo sie haften, das vorher schattenhafte Dasein erkennt sich selbst als Wirklichkeit, wenn es sieht, wie fremde Hände sich in seinem Dienste regen.“ Schwäbisch ist auch das Verbundensein mit der Scholle, die Lust an den uralten Arbeiten des Säens und Pflanzens, die auch die Dichterin erfuhr und auf einigen ihrer liebenswertesten Seiten der „Pilgerfahrt“ geschildert hat: „Das Anlegen des Gartens verband die versprengte Seele erst ganz mit den Heilkräften der Erde ... Für mich war der Garten mehr, er war mir die erfüllte Sehnsucht eines von vornherein ins Geistige gepflanzten Daseins nach seinem anderen Pol, dem Stofflichen. Wenn

meine Hände im Erdboden pflanzten und schafften, so war mir, als würde ich durch dieses Tun im greifbar Wirklichen erst ein ganzer Mensch.“ Ganz und gar schwäbisch ist auch ihr starker Familiensinn – in ähnlicher Ausprägung findet er sich nur noch bei einem der Größten unter den Dichtern Schwabens, bei Hölderlin –. Kein Kapitel ihres Lebens könne man aufrollen, ohne daß das Sternbild der Familie sich mitbewege, schreibt sie einmal. Und ihr Bild würde verzeichnet, wollte man sie aus diesem liebevollen Zusammenhang, dem sie mit aller Wärme ihres unerschöpflichen Herzens gedient hat, herauslösen. Die

Schriften, die aus dieser Quelle gespeist wurden, sind unverwelklich, denn hier hat die nachschaffende Liebe die Feder geführt, die bei ihr stärker ist als die Kunst der Erfindung oder die Kraft der Verwandlung; daher lebt auch ihr Schwabenland in den Erinnerungsbüchern fort und nicht in den Novellen, die Württemberg zum Schauplatz haben.

Im heimatlichen Tübingen wollte Isolde Kurz sterben und begraben werden. Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt. Sie starb 1944 im Alter von 91 Jahren und ruht nun nahe dem Vater auf dem Tübinger Friedhof in einem Ehrengrab der Stadt.

Ludwig Amandus Bauer

Von Marianne Schumm

Im 5. Band der „Schwäbischen Lebensbilder“ schreibt Herbert Meyer in seiner schönen Würdigung Ludwig Amandus Bauers, des Jugendfreundes von Mörike, daß jener „zu der nicht geringen Zahl bedeutender Deutscher gehöre, die weniger durch ihr Werk, als durch ihre Persönlichkeit wirken, die ihrer Mitwelt mehr als der Nachwelt zu geben vermögen“. Es ist die Verbindung mit dem Namen des großen Freundes, die auch den seinigen unsterblich macht. Seinen 150. Geburtstag (geboren 15. Oktober 1803) hat man am 18. Oktober 1953 in dem Dorf Ernsbach am Kocher, das von 1826 bis 1831 Bauers Pfarrgemeinde war, in eindrucksvoller Weise gefeiert. Dr. Schahl, Stuttgart, ließ in einem Vortrag Bauers liebenswerte Persönlichkeit erstehen, die durch ihren Zauber jeden, der mit ihr in Berührung kam, in den Bann zog. Amandus, „der zu Liebende“, wie ihn der Vater, der gleichfalls Pfarrer im Hohenloheschen gewesen war, vorahnend genannt hatte, war er im wahrsten Sinne des Wortes. Hochbegabt, für Geschichte und Philosophie, für Musik und Dichtung gleicherweise begeistert, mußte er, als er nach den Blaubeurer Seminarjahren in Tübingen ins Stift eintrat, zu Mörike finden, mit dem ihn bald schwärmerische Liebe verband und die eigene dichterische Begabung, mit der er jenem in alle Reiche der Fantasie zu folgen vermochte. Ohne Bauer wäre Mörikes Dichtung von dem Märchenland „Orplid“ jener fernen nie erreichbaren Insel im Stillen Ozean nicht denkbar, und Mörike erzählt im „Maler Nolten“ von der Zeit, da er auf der Schule studierte und einen Freund hatte, dessen Denkart und ästhetisches Streben mit dem seinigen Hand in Hand ging; „wir trieben in den Freistunden unser Wesen miteinander, wir bildeten uns bald eine eigene Sphäre von Poesie, und noch jetzt kann ich nur mit Rührung daran zurückdenken... ich bekenne gern, damals die schönste Zeit meines Lebens genossen zu haben. Lebendig, ernst und wahrhaft stehen sie noch alle vor meinem Geiste, die Gestalten unserer Einbil-

dung.“ Und wie Mörike dieselben im „Letzten König von Orplid“, jenem Märchenspiel aus dem „Maler Nolten“ gestaltet hat, so tat es Bauer in seinem „Heimlichen Maluff“, das er als Drama bezeichnet. Wenn sich die Wege der Freunde später auch trennten, so blieben sie sich im Geiste doch immer verbunden und die Nachricht von dem frühen Tod Bauers ist Mörike, wie er an Schwab schreibt, „eine über allen Ausdruck schreckliche Botschaft“, und so fühlt er sich auch außerstande einer „Auswahl der wichtigsten Schriften“ des Verewigten, eine Charakteristik desselben beizugeben, um die ihn die Herausgeber batzen. Der Band, der 1847, zwei Jahre nach Bauers Tod erschien, spricht in einem Abriß seines Lebens „von der liebenswürdigen Anspruchslosigkeit, mit der er jedem im Leben entgegenkam, von seinen reichen mit feinem Geschmack verbundenen Kenntnissen, seinem trefflichen Urteil über Menschen und Dinge, ... wer hätte sich von einem so herrlichen Menschen auch nur bei flüchtiger Berührung nicht angezogen gefühlt?“ Und ähnlich schildert ihn auch David Friedrich Strauss, der den um fünf Jahre Älteren im Stift noch erlebte und wie jeder andere den Zauber seiner Persönlichkeit empfand: „als liebenswürdiger Mensch erschien er dem ersten Blick – keiner ist je mit mehr Recht Amandus getauft worden –; als reich und vielfach Begabter dem zweiten. Man konnte selbst zweifelhaft werden, welche von diesen mancherlei Gaben man als die herrschende anzusehen habe. Musiker und Dichter, für Sprachen und Geschichte gleichviel Neigung und Talent“. Also auch bei Strauss, dem Kritiker und Ästheten dasselbe Urteil über Bauers Wesen und reiche Persönlichkeit.

Wenn man aber den Band von 480 Seiten durchliest, eben jene Auswahl von seinen Schriften, die seine Freunde bald nach seinem Tode herausgaben, so strahlt dieses Wesen nicht nur aus den Briefen, die in ihrer Wärme und spontanen Natürlichkeit, in der Schönheit und Greifbarkeit ihrer Bilder und Schilderungen und in dem liebe-

vollen Eingehen auf Leben und Wesen dessen, der sie empfing, wahrhaft Briefe eines Dichters sind, sondern auch in den anderen Dokumenten seines Dichtens und Denkens, in denen er doch auch den heutigen Menschen noch Bedeutendes zu sagen hat.

Wenn vielleicht seine dramatische Trilogie über Alexander den Großen in Form und Anlage unserer Zeit fremd geworden ist, so wird in einem Brief an Gfrörer, einen seiner Freunde, ihr zusammengefaßter Inhalt um so lebendiger gegeben, und es entsteht das auch heute noch hinreißende Bild eines Großen der Geschichte, das von der Sage verdunkelt und von parteilicher Schilderung entstellt, soweit es von Bauer dem Historiker nicht klar erfaßt werden kann, doch von dem Dichter ahnend erfüllt wird. Ludwig Bauer schreibt einen Prosastil, den zu lesen ein wahrhafter Genuß ist. Er ist klar und knapp, ohne nüchtern zu sein, und aus jedem seiner Sätze und seiner trefflichen Bilder spricht der Ernst, mit dem er sich in den behandelten Stoff vertieft hat und die Begeisterung, mit der er von diesem durchdrungen ist und mit der er auch den Leser zu durchdringen vermag. Es ist die Schule der Antike, die ihn Denken und Schreiben gelehrt hat, wie er in einem größeren Aufsatz „Über die klassische Bildung“ dargetan. Was er hier über den Begriff des Klassischen sagt, ist für unsere Zeit so heilsam, wie er es für die seinige heilsam ansah, und Sätze wie die folgenden werden immer ihre Gültigkeit behalten: „Die Alten studierten um zu leben, statt daß bei uns Tausende leben um zu studieren. – Man darf nicht niedrig von sich denken, wenn man das Höchste erstreben will. Der Ehrgeiz wird nur dann lächerlich, wenn er sich, seiner Natur zuwider abwärts richtet und auf das Kleinliche wirft und nur dann gefährlich, wenn er ohne Aufsicht ist. Fühle Dich durch keine einzelne Auszeichnung geehrt, sondern strebe daran, Dein Leben zu einem Denkmal Deiner selbst und Dich des Nachruhms wenigstens würdig zu machen. – Freilich, Tausende betreten den Boden der Vorzeit und kommen leer zurück; aber die Schuld liegt an ihnen: sie haben nicht tief genug gesucht oder nicht einmal den Wert des Gefundenen zu schätzen gewußt.“

Ist es in diesen Sätzen und in der Alexandertrilogie die griechische und römische Klassik, die Bauer in seinem Drang nach allem Hohen und Schönen des irdischen Da-seins mit Begeisterung erfüllte, so quollen ihm Herz und Feder nicht minder über, wenn er sich in deutsche Geschichte und Dichtung vertiefte. Jahrelang trug er sich mit dem Gedanken, in einer großen Tragödie die Zeit der Hohenstaufen, jene Epoche der deutschen Geschichte zu verherrlichen, die wohl ihre gewaltigste, Religion, Kunst und Kultur gleicherweise umfassende, war. Aber die Gestaltung scheiterte an der Übermacht des Stoffes und sowohl als Historiker als auch als Dichter hat er Disziplin genug, ihn aufzugeben. In einem Brief an Wolf, den nachmaligen Rektor des Katharinenstiftes, steht das schöne Wort: „Warum mußte der umfassende Schiller für die Herrlichkeit dieser Kaiser kein Auge haben und einen Wallenstein unsterblich machen? Warum das

Größte für solche aufgespart, die vielleicht kaum dem Gewöhnlichen gewachsen sind? Vielleicht sollte kein Sterblicher mehr über einen Stoff dichten, der von dem Dichter der Geschichte selbst schon als Tragödie behandelt ist.“

In eben jenem Brief dankt er Wolf für die Übersendung des Nibelungenliedes, das ihn schon in der Seminarzeit mit Begeisterung erfüllt hatte, und über das er einen Aufsatz schrieb „Das Lied der Nibelungen, ein Kunsterwerk“, der zu dem Schönsten und Tiefsten gehört, was über dieses „Epos der Deutschen“ gesagt worden ist, und der wert wäre, der deutschen Jugend auch heute noch bei der Behandlung des Nibelungenliedes vorgelesen zu werden. Welche hingebende Beschäftigung mit dem Stoff, besonders aber welche Charakteristik der handelnden Personen, Krimhilda vor allem, deren Charakter mit dem feinen Einfühlungsvermögen des Dichters, der sich selbst als Dramatiker versucht hatte, nachgegangen wird. Wie beweist er damals schon die Folgerichtigkeit und Einheitlichkeit des Werkes als das eines großen Gestalters, wie wir es heute wieder sehen, nachdem es Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeit gab, die es in einzelne Lieder aufzuteilen gewagt hat, ihm damit dasselbe Schicksal bereitend, wie eine Zeitlang auch dem Homer.

Neben der Geschichte und der Dichtung ist es die Musik, die für Bauer Lebensnotwendigkeit war. Wie beglückt schreibt er am 17. April 1826 aus Ernsbach an die Braut, daß sein Klavier gekommen sei, „jener melodische Freund“, wie er es nennt. Zahlreich sind die Briefe an Hartlaub, den Pfarrer in Wermuthausen, seinen und Mörikes gemeinsamen Freund, der ihn laufend mit Noten versorgte. „Aber Haydns Symphonie! die werde ich nicht satt. Wenn man diesem Engelskerl einmal in die Augen geschaut hat, so ist man weg; das ist Musik für Götter, für die unschuldigen Bewohner des Paradieses!“ In einem anderen Briefe ist es Mozart, der ihn erfüllt und dann wieder Händels Messias und Johann Sebastian Bach. Daß aber seine Begeisterung für die Musik und sein eigenes feinsinniges Musizieren auf ernstem philosophischem Wissen um ihr Wesen und ihr geschichtliches Werden beruht, beweisen seine beiden Aufsätze „Bemerkung über Tonkunst“ und „Über deutsche Musik“. Wenn man zuletzt jenen Aufsatz erwähnt „Über Genialität und Buchhandel“, der sich liest, als wäre er für die heutige Zeit geschrieben, so kommt noch eine weitere Seite seines reichen Wesens zu Wort, der liebenswürdige Humor, der sprudelnde Witz, der treffende aber nie verletzende Spott, mit dem er sich und die Schwächen seiner Zeit bloßzustellen vermochte.

Und wenn es wohl wahr ist, wie schon Strauß und die Freunde und schließlich auch Herbert Meyer urteilten, daß es die Persönlichkeit des Lebenden war, die auf die Zeitgenossen wirkte, so würde doch auch die Nachwelt gerade heute wieder mit Gewinn aus der reinen Quelle seines Geistes und seines Herzens schöpfen können, wenn man erreichte, daß einzelne seiner Aufsätze neu gedruckt und aufgelegt würden. Sie sind es wert.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

*Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäb. Heimatbund*

XIX. Volksfrömmigkeit und Glaubensleben

(wie bei Kapitel XV wird auch bei diesem Kapitel auf die sonst üblichen Verweise auf jeweils verwandte Stellen im Wegweiser verzichtet)

Wer die bisherigen Kapitel aufmerksam durchliest, wird einer Fülle von Fragen und Tatsachen begegnen, die sich mehr oder weniger deutlich auf den Begriff „Glaubensleben“ beziehen und vieles von dem vorweggenommen haben, was in dieses Kapitel gehörte. Trotzdem soll hier das Gebiet der Volksfrömmigkeit und des Glaubenslebens gesondert zusammengefaßt behandelt werden. Ohne Klärung religionswissenschaftlicher Grundbegriffe, ohne Einigung über das jeweilige Recht zu ihrem Gebrauch, ohne Rechtfertigung und Begründung geht das nicht. Unscharfes, Schiefes und Falsches möchte sonst das Dickicht der äußerst verwickelten und schwer angehbaren Fragen wirklich undurchdringlich machen.

Zunächst empfiehlt es sich, zu unterscheiden zwischen „Volksglauben“ und „Volksfrömmigkeit“. Mannigfaltig überschneiden sich die keineswegs deckungsgleichen Begriffe; jedoch bietet das Wie einer näheren Bestimmung große Schwierigkeiten. Am besten geht man wohl aus von der „Volksfrömmigkeit“, also von dem Niederschlag des Glaubens, seinen Regungen und Strebungen, in einigermaßen faßbaren, wenn auch wechselnden Formen, von dem Ausdruck in einem uns halbwegs noch zugekehrten Leben. Dieses Leben verstehen wir aber nur dann, wenn wir die „Kirche im Dorf lassen“.

Was wir „Volksfrömmigkeit“ nennen, kommt zustande in der Begegnung der Menschen mit den geschichtlichen Kräften eines in Dogma, Kult und Organisation gefaßten und gepflegten Geistes, der in den verschiedenen Konfessionen Gestalt gefunden hat. In der dauernden Berührung mit diesem Geiste vollzieht sich die Reaktion des Volkes: was ihm angeboten wird, nimmt es ungefragt hin (1) oder es setzt sich mit ihm auseinander (2); es fügt hinzu (3) oder es zieht ab (4), es gleicht sich an (5) oder es lehnt ab (6), es wählt aus (7), es bildet sich das zu, was ihm gemäß ist, setzt das „Volkseigene“ im Raume der Konfessionen durch, sucht es wenigstens durchzusetzen. Ob diese Einwirkung auf das Bild der Konfessionen begrüßt oder bedauert werden muß, ist keine Frage, die den Volkskundeforscher angeht. Um so mehr aber die, inwieweit die „Volksfrömmigkeit“ immer wieder von neuem von der „Hochfrömmigkeit“ befruchtet wird, und inwieweit sich die Kirchentüre ihren Bedürfnissen und Wünschen öffnet. Die Erfahrung lehrt, daß die Antworten recht verschieden ausfallen.

Will man der Volksfrömmigkeit ernstlich näherkommen, so wird eine nach Konfessionen getrennte Behandlung kaum vermeidbar sein, auch wenn sich bei beiden Hauptkonfessionen in unserem Volke doch gemeinsame Züge erkennen lassen: zum Beispiel im Verhalten Heiligem gegenüber (Scheu und Unbefangenheit; was überwiegt?), im Zurücktreten des abstrakten Denkens, des Willens auch zu gedanklichem Ausgleich, in der Verdüngung des Heiligen, in dem Verhältnis zwischen Religion und Sittlichkeit (das Heilige ist ursprünglich auf die sakrale Sphäre beschränkt, ohne direkte ethische Folgen), in der Frage, inwieweit kirchliche Verkündigung oder auch religiöse Überzeugung auf die Sitte einwirken, gemeinschaftsbildende Kräfte sind, in der Steigerung der frommen Gefühle und Empfindungen, der Neigung zum Feierlichen, der Empfänglichkeit für starke Reize (vgl. Volksmissionen auf der katholischen Seite – Evangelisationen auf der evangelischen), auch (siehe unten) in der Einschätzung des Amtsträgers (Träger übernatürlicher Kräfte).

Im Bereich der katholischen Konfession bieten sich für Beobachtungen zur Volksfrömmigkeit

Heilige Räume wie die Parochialkirche (der Kirchenbesuch; Vorbereitung und Weg zur Kirche; Schmuck und Ausstattung des gottesdienstlichen Raumes. Ganz andere Atmosphäre), die Kapelle, die Gnadenstätten, das Haus als heilige Stätte (Herrgottswinkel).

Heilige Zeiten: das Kirchenjahr in seinem regelmäßigen Ablauf und seinem Verflochtensein mit dem Naturjahr; ausgezeichnete Punkte des gottesdienstlichen Lebens zum Beispiel Primiz, Volksmission und so weiter, Maiandachten, Rorate-Ämter (Engelämter) in der Adventszeit.

Heilige Gestalten, insbesondere die ausgesprochenen Volksheiligen: ihre Legende und ihr Kult; „Volkskanonisationen“ (etwa im Fall des seligen Hermann v. Bischofsmais, oder im schwäbischen Raum des seligen Arnold von Hiltensweiler mit dem Arnoldsbrunnen, des Abts Ernst von Zwiefalten, der Ida von Toggenburg, des Willebald von Berkheim); dehnen sich die Kulte aus? Werden die Legenden zu einem Stück Volkserzählung? Sind sie Volkslesestoffe? Treten Heilige zu Paaren und Gruppen (sogenannten Altarkompositionen) zusammen (zur Himmelskönigin tritt zum Beispiel der hl. Joachim, der Gatte der hl. Anna – vgl. Aufopferungsformel der Marian. Liebesbündniß – 1815)? Welche Rolle spielen die Heiligen als Patronen der Kirchen (Nebenpatrone beachten), der Menschen (Namenspatrone – vgl. Kap. XVIII), der Stände und Berufe (auch bei solchen Berufen, die der neueren Zeit angehören; zum Beispiel hl. Franz von Sales als Patron der Journalisten), der Tagesstunden, der Todesstunde? Sie alle wären zu würdigen unter den Gesichtspunkten der Volksfrömmigkeit, der Geschichte, des Kultes in seiner Lebenskraft und in seiner

geographischen Ausbreitung. Besonders bedeutsam ist die Frage: wächst der Herrschaftsbereich eines Heiligen? Warum? Wird er kleiner? Lassen sich Gründe angeben? Hervorragende Beachtung verdienen die Bewegungen unter den Heimatvertriebenen (Verehrung der Muttergottes, der hl. Hedwig; Kultangleichungen und -verschmelzungen). – Der Schutzenengelglaube mag hier seine Erwähnung finden.

Heilige Zeichen und Symbole: insbesondere in der sakralen Volkskunst; Zahlen- und Farbensymbolik; Nebeneinander vorchristlicher und christlicher Symbole.

Heilige Male und „Rufzeichen“, insbesondere der Bildstock: „Bildstockhäufungen“ in den verschiedenen Zeiten und Räumen; „Bildmotive“ und Themen. Bildstöcke und ihre „Funktion im Leben des Volkes“. Bildstöcke als Ziel- und Rastpunkte bei Prozessionen und Flurumgängen, an den Wallfahrtsstraßen usw. Bildstock und Landschaft. **Wegkreuze!**

Heilige Gebärden: Kreuzzeichen, Haltung und Gebärde beim Beten.

Heilige und geweihte Dinge: Weihbüschel, Wasser, Öl, Salz, Brot, Wein, Kerzen, Rauch. Die heiligen Dinge führen von selbst weiter zu den Vorgängen bei der Weihung und zu den **heiligen Handlungen**: Weihungen, Segnungen, Beschwörungen; Häusersegnung, Kräutersegnung, Palmenweihe, Aschenkreuz, Segnung von Tieren und Fahrzeugen; Rosenkranz, Skapulier. Zu den heiligen und geweihten Dingen leiten die Reliquien und Reliquiare zurück.

Heilige Stätten: Wallfahrtswesen; Wallfahrtsorte (lokale Bedeutung oder darüber weit hinausgehend; aus alter Zeit überkommen oder neu), Wallfahrtsarten (mariatische Wallfahrt, Blutwallfahrt usw.), Wallfahrtstypen und -stile (Bergwallfahrten), Wallfahrtssinn; Wallfahrten als Ausdruck des Gemeinschaftsgedankens, Einzelwaller; Wallfahrtsbräuche (Einholen und Hinausgeleiten in den Dörfern; „festlich-weltlicher Ausklang“); Wallfahrtslieder; Wallfahrtslegenden. Das Gnadenbild; Gebetserhörungen (Mirakelbücher); Votivgaben- und -bilder; moderne Formen der Wallfahrt (Omnibuswallfahrten); Wallfahrten der Heimatvertriebenen usw.

Prozessionen, Flurumgänge, Umritte

Träger und Pfleger des Heiligen: Während es sich in Kapitel XVI mehr um die Stellung des Anträgers im sozialen Leben handelt, müßte hier vor allem nach seiner Bedeutung für das religiöse Leben gefragt werden, nach seiner priesterlichen Aufgabe als Führer und Mittler. Neben den Weltgeistlichen stehen vor allem die Religiosen. Der Einstrom eines reich ausgebildeten, brauchstarken Klosterlebens in die Volksfrömmigkeit ist besonders reich. Die einzelnen Orden treten in den einzelnen geschichtlichen Epochen wohl mit wechselnder Ausstrahlungskraft hervor.

Fromme Vereinigungen: Was schlägt im einzelnen stärker durch: der Vereinscharakter oder das religiöse Wollen? Bis zu welchem Grade und in welchem Maße wird der Laie aktiv? Konfliktmöglichkeiten?

Heilige Übungen: Volksandachten (auch ohne Priester, z. B. Frauendreißiger, Rosenkranzgebet); Hausandacht und Privatandacht. Die volksliturgische Bewegung. Andachtsliteratur (Gebetszettel; Andachtsbilder).

St. Nikolaus im Dienste der Reklame

Ein offenes Wort von Heinz-Eugen Schramm

Wenn in den letzten Jahren aus den Reihen des Einzelhandels erfreulicherweise eine Empfehlung an alle in Frage kommenden Unternehmen ging, bei der Weihnachtswerbung mit dem Gebrauch von Weihnachtssymbolen etwas sparsamer umzugehen als bisher, und wenn in Stuttgart der „Christkindlesmarkt“ auf seine alte Form zurückgeführt und alles, was nichts mit Weihnachten zu tun hat, daraus verbannt werden mußte, so ist damit eine jener Gefahren bereits deutlich umrissen, die unserem Brauchtum in heutiger Zeit drohen: die Ausbeutung zu wirtschaftlichen Zwecken nämlich.

Und nun ein Beispiel aus einer schwäbischen Stadt: Am 6. Dezember 1951 trat erstmalig in einem dortigen Ladengeschäft der Weihnachtsmann persönlich auf und verteilte Süßigkeiten an Kinder. Im vergangenen Jahr waren es teilweise in der Zeitung vorangekündigt – bereits über ein halbes Dutzend „Nikolause“, die mit langen, weißen Bärten geschäftstüchtig hinter ihren Ladentischen standen. Ja, diese Art der Werbung scheint sich so bezahlt gemacht zu haben, daß zwei derselben ihre Tätigkeit auch noch nach dem Nikolaustag fortsetzen. Es bedarf also keiner sehr tiefgründigen Überlegung, um vorauszusagen, daß unter der Devise „Jeder Firma ihren eigenen Weihnachtsmann“ am 6. Dezember dieses Jahres in besagter Stadt mindestens zwei Dutzend solch bärtiger Reklamemänner „uneigennützig“ Süßigkeiten an die lieben Kinderchen verteilen werden.

Soweit der Tatbestand. Was sich daraus für den Nikolausbrauch ergibt, ist unschwer zu erkennen: St. Nikolaus oder sein älterer Vetter, der Pelzmärkte, werden zu Jahrmarktsfiguren abgewertet, und dies besonders dann, wenn – wie in einem Fall in jener Stadt – der weiße Bart nur sehr unvollkommen einen weiblichen Busen zu verdecken vermag. Weihnachten, so scheint es wenigstens, wurde hier mit Fastnacht verwechselt!

Vielleicht schütteln jene „fortschrittlichen“ Geschäftsleute ungläubig den Kopf, wenn sie hören, daß es noch heute im Atomzeitalter Eltern, also erwachsene Menschen, gibt, die so „rückständig“ sind, daß für sie St. Nikolaus oder der Pelzmärkte mehr sind als zugkräftige Reklamepuppen. Gewiß, als „Weihnachtsmann“ bieten beide schon seit längerer Zeit in Vereinsfeiern und dergleichen eine mehr oder minder komische Figur und auch in den Familien

wird ihnen vielfach und wenig glücklich die Rolle eines guten Onkels oder aber eines „erzieherischen“ Schreckgespenstes zuteil. Dessen ungeachtet, blieb wenigstens eine ursprüngliche Eigenschaft beibehalten, die der Reklameweihnachtsmann eingebüßt hat: die Gemeinschaftsgebundenheit.

Jedes Brauchtum hat seine ursprüngliche Mitte, es fußt auf gewissen Voraussetzungen, ohne die es auch bei noch so eifriger Pflege verkümmern oder gar entarten muß. Uneigennützige Einordnung in die Gemeinschaft ist neben innerer Zucht die Grundlage für jede erfolgreiche Pflege volkstümlicher Überlieferungen. St. Nikolaus gehört in den Bereich der Familie, deren jüngste Glieder er als Kinderfreund betreuen und beschenken will. Mit Geschäftswerbung jedoch hat er durchaus nichts zu tun. Gewiß, es wäre ungerecht, wollte man die Geschäftswelt insgesamt für solche Entgleisungen verantwortlich machen. Der obengenannte Aufruf aus den Reihen des Einzelhandels selbst widerlegt einen solchen Vorwurf, immerhin bleibt zu wünschen, daß auch die wenigen Außenseiter in Zukunft bei ihrer Werbung etwas mehr Verantwortungsgefühl, Geschmack und insbesondere mehr Pietät zeigen mögen. Viele Eltern werden es ihnen danken.

Schwäbische Heimat in ihrer Ganzheit

Vier Jahre „Naturwissenschaftliches Kolloquium“ in Sigmaringen

Vier Jahre Tätigkeit im Dienst der heimatlichen Forschung bedeutet noch nicht viel. Wenn trotzdem der Arbeit des „Naturwissensch. Kolloquiums“ gedacht werden soll, so liegt das Besondere, das diese Gemeinschaft zum Ausdruck bringt, einmal in der Freiwilligkeit, in der sich jede Tätigkeit abspielt, dann aber in seiner Arbeitsweise und Zielsetzung. – Es war erst ein kleiner Kreis von interessierten und aufgeschlossenen Schülern des Obergymnasiums, die mit ihren Lehrern zusammensaßen, um irgendein Thema zu diskutieren, das im Laufe des naturwissenschaftlichen Unterrichts berührt worden war. Denn es ist doch vielfach so, daß die ununterrichtliche Gestaltung dort aufhören muß, wo der Stoff in die Tiefe führt und wo das Problematische einer Frage anfängt. Aber wenn junge und aufstrebende Menschen zu einer eigenen Meinung und inneren Haltung kommen wollen, dann müssen sie sich gerade mit solchen Fragen – besonders wenn es um die engere Heimat geht – auseinandersetzen. So hat sich im Lauf der Monate der Kreis immer mehr erweitert, interessierte Menschen von Stadt und Land traten hinzu, so daß zu den Darbietungen und Aussprachen oft der kleine häusliche Raum mit dem großen Festsaal vertauscht werden mußte. So wie sich Kreis und Raum erweiterten, wurde auch das Ziel weitergesteckt. Dafür bot die Lage Sigmaringens an der Grenze zweier nach Bildung und Gestaltung völlig verschiedener Landschaften besonders günstige Voraussetzungen. Schwä-

bische Alb, Alpenvorland und Alpen in ihren bezeichnenden Äußerungen traten in den Vordergrund. Dabei ging es dem „Naturw. Koll.“ aber nicht allein um die Erkenntnis der äußeren Gestaltungen, sondern um die Erfassung eines Stükkes unserer Heimat in ihrer Ganzheit. Die Landschaft wurde in vielseitigen Äußerungen der Natur und der in ihr wirkenden Menschen gesehen. Klimatologische Betrachtungen, pflanzengeographische Untersuchungen, vor allem auch raumbedingte Erscheinungen, Tierbeobachtungen, traten gleichwertig neben genetische und morphologische Feststellungen. Aber alle diese naturgegebenen Erscheinungen erhalten erst dann ihre tiefere Bedeutung, wenn sie in eine Beziehung gebracht werden sind zum Menschen, der wohl selbst ein Stück dieser Natur ist, in der er schafft und wirkt, der aber andererseits dieser Natur, in die er hineingestellt worden ist, auf Grund seiner Geistigkeit sein Wesen aufdrückt. Das Bild der heimatlichen Landschaft wird derart in seiner Vielseitigkeit erkannt als Ausdrucksform natürlicher Kräfte, mit denen sich die seelischen Kräfte des Menschen messen und auseinandersetzen. Die Naturlandschaft wird zur Kulturlandschaft eines Volkes. Daß zu einer solchen Schau nicht nur die gedankliche Erfassung gehört, sondern die Liebe zur Heimat, die Freude am Schönen und Lebendigen und die Ehrfurcht vor dem Gewaltigen und Unfaßbaren, hat gerade die Arbeit des Naturwiss. Koll. während seiner nunmehr vierjährigen Tätigkeit oftmals erwiesen.

Albert Minzenmay

Der Schweizer Schokoladetaler fördert Heimat- und Naturschutz

Der Geschäftsleiter des Schweizer Heimatschutzes hat vor einigen Jahren die glückliche Idee gehabt, sich durch den Verkauf des „Schoggitalers“ Mittel für Zwecke des Natur- und Heimatschutzes zu beschaffen. Diese Idee hat sowohl dem Schweizer Heimatschutz wie dem Schweizerischen Bund für Naturschutz ganz erhebliche Mittel verschafft. Beispielsweise wurden für die Reinhaltung des Silser Sees 200 000.– Schweizerfranken zur Verfügung gestellt, sodann erhebliche Mittel für den Ankauf der paradiesischen Brissago-Inseln im Lago Maggiore und deren Ausgestaltung zum Botanischen Garten des Kantons Tessin, weiter für die Säuberung und Wiedergutmachung der Schäden auf dem berühmtesten Aussichtsberg der Schweiz, dem Rigi, wo ein häßlicher Hotelkasten, eine Anzahl von Verkaufsständen für Reiseandenken und weitere unerquickliche Dinge beseitigt werden, um die Rundsicht wieder freizumachen. Die Erhaltung der seltsamen Gletschermühlenlandschaft bei Maloja wurde ebenfalls mit dem Talergeld ermöglicht; störende Masten und Drähte im wunderschönen Fextal werden entfernt, und die schweizerische Vogelwarte Sempach, die eine internationale Forschungsstätte ist, erhält neue Bauten und Einrichtungen für ihre Forschung.

Schw.

Noch ein Wort zum Jubiläum des Marbacher Schillermuseums

Vielleicht darf zu dem wertvollen Aufsatz Hermann Binders über „50 Jahre Marbacher Schillermuseum“ in Heft 3 der „Schwäbischen Heimat“ des laufenden Jahrgangs aus persönlicher Erinnerung noch eine kleine Ergänzung gegeben werden.

Ich war kurz nach der Einweihung des Museums nach Marbach gekommen und bis Weihnachten als Amtsverweser an der dortigen Lateinschule verwendet. Während meines dortigen Aufenthalts kam ich wieder in Berührung mit der Familie des früheren Tübinger Oberpräzeptors Dr. Ernst Müller, den ich von Tübingen her kannte. Dieser war seit 1902 von der Min.-Abteilung für die Höheren Schulen für 2 Jahre beurlaubt als „Archivar am Schillermuseum in Marbach“. Während meines dortigen Aufenthalts bekam ich Einsicht in seine umfangreiche und vielseitige Arbeit und ihre Erschwerung durch den Bau des Museums, aber auch einen starken Eindruck von der unverdrossenen Hingabe Müllers an das ihm aufgetragene Werk. Wenn Binder mit Recht von Otto Günther röhmt, daß seine „wissenschaftliche Lebensarbeit und sein Herz in voller Treue“ Schiller gehört haben, so kann das auch von Müller gesagt werden. Schon während seiner Tätigkeit am Tübinger Gymnasium war er nicht nur unter seinen Schülern, sondern auch in manchen Kreisen der Studentenschaft unter dem Namen „Schillermüller“ bekannt. Er ging in Marbach so sehr in der Arbeit für das Museum auf, daß seine Gattin allerdings Grund genug hatte, über die Vernachlässigung der Familie zugunsten des Museums zu klagen. Ich bin das Jahr darauf wieder mit ihm in Berührung gekommen als Amtsverweser auf der Stelle am Stuttgarter Karlsgymnasium, die ihm als Dank für seine Aufbauarbeit in Marbach bevorzugt übertragen worden war, und ich entsinne mich noch sehr wohl des tiefen Schmerzes, den ihm das Scheidemüssen von der ihm ans Herz gewachsenen Tätigkeit bereitete, obwohl er von Anfang an wußte, daß sein Auftrag zeitlich begrenzt war.

Mag Dr. Müller auch in seiner geistigen Bedeutung nicht an Günther herangereicht haben, so wird der persönlich bescheidene Mann doch an Idealismus und Hingabe an seine hohe Aufgabe von ihm nicht überboten worden sein. Es ist deshalb ein Gebot der Gerechtigkeit, wenn man den spiritus rector feiert, auch seines ersten „Vorarbeiters“ mit einigen Worten zu gedenken. Als ich vor vielen Jahren aus ähnlichem Anlaß dem damaligen Archivar Helmut Paulus von meinen Erfahrungen Kenntnis gab, stellte er zu seinem und meinem Erstaunen fest, daß in Marbach keine Akten über Müllers Tätigkeit mehr vorliegen. Wichtiger aber als aktenkundliche Bestätigung ist das Weiterleben im Gedächtnis der Nachwelt; und dazu möchte mein Hinweis dienen, daß man den Mann nicht ganz vergißt, der selbstlos das Fundament mit geschaffen hat, auf dem Otto Günther dann sein Lebenswerk aufbauen konnte.

Georg Burkhardt

BUCHBESPRECHUNGEN

Hans Schwenkel, *Heimatbuch des Kreises Nürtingen, Band II*. Herausgegeben vom Kreisverband Nürtingen 1953. Mit 522 Abbildungen im Text, 1 Tafel der Wappen von Ländern und Städten, aus denen die Heimatvertriebenen stammten, 7 ganzseitigen Tafeln mit Adels- und bürgerlichen Wappen, 1467 Seiten, Ganzleinen, Kunstdruckpapier. Preis 20 DM.

Der umfangreiche Band erscheint zwei Jahre nach Band I (mit allgemeinem Inhalt) und ist vor allem – mit 1236 Seiten – den 48 Gemeinden des Kreises gewidmet. Ein einleitender sehr aufschlußreicher Teil schildert erstmals die Entwicklung einer Amtskörperschaft bis 1938 (Staatsarchivrat Dr. Grube und Landrat Dr. Schade) und die Leistung des Kreisverbandes bis zur Gegenwart (Dr. Schade). Man sieht daraus, welchen Aufschwung die Selbstverwaltung seit 1938 genommen hat und wie es zur Zeit der Militärregierung nach 1945 im Kreis stand. Ein dritter Teil behandelt die „Familien des Kreises“: eine wahre Fundgrube für Familienforscher. Landrat a. D. H. Maier, einer unserer besten Familienforscher, hat für jeden Ort in mühsamer Forschung den Bestand an Familien um 1500 und 1545, sodann nach den Kirchenbüchern um 1560, 1648 und 1808 festgestellt und daneben die Einwanderung von 1560 etwa bis 1900 angegeben. Auf diese Weise bekommt man einen überaus lehrreichen Einblick in die Herkunft der jeweiligen Ortsbewohner, insbesondere wenn man die bei den Ortsbeschreibungen nach ihrer Herkunft aufgeführten Heimatvertriebenen hinzunimmt. Bei den Ortsbeschreibungen sind auch die sämtlichen einheimischen Familien nach dem Stand von 1950 aufgeführt, wie denn überhaupt in diesem Buch der Mensch im Vordergrund steht. Für den 3. Teil hat Maier ein besonderes Namensregister gefertigt. Der mühevollen Arbeit liegen jahrzehntelange Studien zugrunde. Die Ortsbeschreibungen behandeln jeweils Landschaft, Geschichte, Bevölkerung und Volksleben, Wirtschaft und öffentliche Einrichtungen (mit Besitzverhältnissen), so daß jede Gemeinde (6 Städte und 42 Dörfer) eine eigene erschöpfende Ortsbeschreibung in dem Buch findet, was besonders für die Lehrer sehr nützlich ist. Der Herausgeber gibt eine sachliche Schilderung des Gesteinsaufbaus, der Böden und der landschaftlichen Besonderheiten jeder Markung, wobei er eigene Beobachtungen und die bestehende Literatur bis in die neuste Zeit verwertet. Auf jahrelangen bewundernswert gründlichen Studien der Urkunden beruhen die geschichtlichen Abschnitte von Dr. Grube, die zugleich in einer vollendeten und für jedermann verständlichen Sprache verfaßt sind. Ihr Inhalt bringt viel Neues und geht weit über die bisherige gedruckte Literatur hinaus. Ebenso beruht die Darstellung der Vorgeschichte von Studienrat a. D. Lau auf eigenen Forschungen fast eines ganzen Lebens. Die jeweiligen Fundplätze sind in die, jeder Ortsbeschreibung beigegebenen Flurkärtchen eingetragen. Die Kunstgeschichte stammt aus der Feder von Dr. A. Schahl, der allein der Durchforschung des alten Kreises Nürtingen, für den nur ganz kümmerliche (und zum Teil falsche) gedruckte Darstellungen vorlagen, ein volles halbes Jahr ausschließlich widmete und der dem Kunstbesitz des ganzen Kreises eine erschöpfende und tief empfundene Schilderung gibt. Gerade diese Zeugen der Vergangenheit, die sowohl der geschichtlichen Anschauung wie der Geschmacksbildung dienen, dürfen nicht der Vergessenheit und schließlich der Vernichtung anheimfallen. Mancher Leser wird auch dafür dankbar sein, daß die kriegerischen Ereignisse seit 1800 und besonders auch des letzten Krieges, soweit die Heimat berührte, nicht vergessen sind. Ein fast unerschöpfliches Zahlenmaterial ist zur Auswertung dar-

geboten: so über das Wohnungswesen, die Bevölkerungsbewegung (Dr. Fiedler), die Konfession, die Auswanderung, die Kriegsopfer, die Arbeitsverhältnisse, den Besitz und vieles andere mehr. Die kurzen Volkskundeabschnitte stammen von Prof. Dr. Dölker, der über Mundartliches, Volksweisheit, Sitte und Brauch, Flurnamen und anderes Auskunft gibt. Mit ganz besonderer Sorgfalt ist die Wirtschaft behandelt: von den Landwirtschaftsräten Binder und Bopp die Landwirtschaft, von den Forstmeistern Häußler, Rau und Dr. Zeyher die Forstwirtschaft, sehr ausführlich und sachkundig Handwerk, Handel und Industrie (meist nach der geschichtlichen Entwicklung) von Karl Buck. Wasser- und Energiewirtschaft, Post und Verkehr sind nicht vergessen. Das Buch gibt tiefe Einblicke in die wirtschaftliche Struktur jeder Gemeinde und die Lebensbedingungen und Arbeitsverhältnisse ihrer Bewohner fünf Jahre nach dem zweiten Weltkrieg. Die kurzen Angaben über Schule und Kirche stammen jeweils von Lehrern oder von Geistlichen, die über das Gesundheitswesen von Medizinalrat Dr. A. Dengler, dem Amtsarzt des Kreises. Amtmann Weinbrenner, Eberhard Benz und Paul Haller haben teils Beiträge geliefert, teils wertvollen Rat gegeben oder Korrekturen gelesen. Die Beschaffung, Beschriftung und Einfügung der etwa 550 Bilder, die sehr wertvoll und lehrreich sind, besorgte der Herausgeber. Mehr noch als Band I ist Band II des Gesamtwerkes eine Gemeinschaftsleistung, die zu lenken, zu formen, zu ordnen, zu kürzen und zusammenzubauen dem Herausgeber ein Unmaß von jahrelanger Arbeit verursacht haben dürften. Dr. Kluge vom Statistischen Landesamt bezeichnet in einem Gutachten das Heimatbuch des Kreises Nürtingen „als das nahezu vollkommene Heimatbuch“. Man kann den Kreisrat und den Landrat nur beglückwünschen, daß er ein solches Buch dem Kreis und dem Land geschenkt hat, das nicht so leicht ein anderer Kreis wird nachmachen können. Auch die Ausstattung, der Druck und der niedrige Preis verdienen alles Lob.

Friedrich Hölderlin. Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Müller. W. Kohlhammer, Stuttgart. 2 Bände in einem Dünndruckband. Leinen DM 18.-. Ganzleder DM 22.-.

Die bisher auf dem Buchmarkt erschienenen Auswahlausgaben Hölderlinischer Werke sind alle mit einem Mangel behaftet: sie bringen unsichere und zum Teil von früheren Gesamtausgaben übernommene und falsch gelesene Texte. Ernst Müller legt dem Leser, wenigstens für die Gedichte, den gereinigten Text vor, wie er in der Stuttgarter Ausgabe (bearbeitet von Prof. Beißner) zur Verfügung steht. Der Herausgeber hat die Gedichte in einem ersten Band vorwiegend chronologisch geordnet. Das dichterische Jugendwerk (Maulbronner und Tübinger Zeit) ist mit den wichtigsten Stücken vertreten, die Frankfurter und Homburger Gedichte sowie die späteren Hymnen sind vollständig in ihren wichtigsten Fassungen wiedergegeben, die Hymnen sogar in allen Varianten. Von den Gedichten der Wahnsinnszeit (1807–1843) wurde eine genügend gekennzeichnete Auswahl getroffen. Jedes Gedicht ist in einem Anmerkungsteil, was seine Entstehung, seinen formalen Aufbau, seine unbekannten Wörter und grammatische Besonderheiten anlangt, erklärt und – wenn notwendig – auch mit Parallelstellen versehen. Der zweite Teil enthält die Hyperondichtung, sämtliche Entwürfe des Trauerspiels Empedokles und etwa zwei Drittel des vorhandenen Briefbestandes aus des Dichters Feder. Die Einleitungen zu dem Prosaroman und dem Trauerspiel heben auf die Entstehung, den Gedankeninhalt und die Art der Komposition der Dichtungen ab, die Einleitung zu den Briefen ordnet das Material nach sachlichen Gesichtspunkten (Familiäres, Politisch-Philosophisches, Dichterisches). Wie bei den Gedichten ist jeder

Brief durch eine Anmerkung am Schluß des Bandes sachkundig erschlossen, wobei viele biographische Notizen und Erklärungen von Namen den Leser zur vollen Erfassung des Geschriebenen lenken. Eine literarische Glanzleistung ist die beiden Bänden vorgestellte 130 Seiten umfassende Einführung in das Leben und Schaffen Friedrich Hölderlins. Der Dichter wird hier nicht nur in seiner schwäbischen Eigenart begriffen, sondern auch in seine Umwelt hineingestellt. Es wird gezeigt, wie Hölderlin stufenweise in sein Dichteramt hineinwächst und wie er aus innerer Notwendigkeit der Poesie Gebiete erschlossen hat, die es vor ihm in der deutschen Dichtung nicht gegeben hat.

Herman Niethammer, Des jungen Umland Umwelt und seine Jugendliebe. Agis-Verlag Ulm. Ganzleinen DM 7.80. Die Jugendgeschichte Uhlands ist bisher von der Literaturwissenschaft vernachlässigt worden; diese Lücke füllt Niethammer aus, indem er aus den Liebesliedern des Dichters die Erlebnisse seiner Jugend erlauscht und zu einem reizvollen Bild der Jugendzeit zusammenfaßt. Wir erfahren von der ersten scheuen Liebe des Schülers und Studenten zu der anmutigen Friederike Abel, von der viele Lieder Uhlands künden; auch der Liebesschmerz – Friederike tritt neunzehnjährig mit dem Prof. Hermann in Blaubeuren zum Traualtar – findet in Gedichten seinen Niederschlag. Noch andere Enttäuschungen muß der Dichter hinnehmen, bis er Emilie Vischer 1820 als Gattin heimführt. Das Buch von Niethammer fügt dem bisher bekannten Lebensbild Uhlands viele neue liebenswerte Züge aus seiner Jugendzeit hinzu und ist zugleich durch umfangreiche genialogische Mitteilungen über viele schwäbische Familien eine Fundgrube für den Familienforscher.

D. Theophil Wurm, Erinnerungen aus meinem Leben. Quell-Verlag Stuttgart. Ganzleinen DM 12.-. Der Württembergische Landesbischof Theophil Wurm ist zu einer der markantesten Gestalten im Protestantismus der Gegenwart geworden. Es ist das Hauptanliegen seines Erinnerungsbuches zu zeigen, daß es Gottes Fügung war, die ihn dazu ausersehen hatte, Bischof und Hirte der christlichen Gemeinde in Zeiten schwerster Anfechtungen zu sein. Neben den mancherlei persönlichen Mitteilungen ist das Buch wirklich „Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte“ (so lautet der Untertitel); ein Quellenwerk ersten Ranges, vor allem für den Kirchenkampf während des Dritten Reiches, den Bischof Wurm als mutiger Vorkämpfer mit durchgefochten hat; ein Mahnmal an den unverrückbaren Auftrag der christlichen Kirche, festzuhalten im Glauben.

Hermann Haering, Besuche der Söhne. Ehrenfried Klotz Verlag Stuttgart. Gebunden DM 4.80. Der frühere Stuttgarter Archivdirektor beschert uns hier ein Büchlein, das man nur mit tiefster Ergriffenheit lesen und nachdenken kann. Es röhrt an letzte und tiefste Dinge in einer Weise, daß man sich scheut, etwas darüber zu schreiben. Man kann sich nur bescheiden und die Worte des Verfassers wiederholen, die er in der Widmung schreibt. „Ein Vater, der im letzten Krieg die Söhne verlor, möchte mit diesem kleinen Buch ähnlich Getroffenen wohl tun. Er ist dankbar, daß ihm die trostvollen Besuche der Geschiedenen zuteil wurden und daß er sie aufzuzeichnen vermochte. „Geistig waren jene Stunden, geistig bin ich noch verbunden“. Wer etwa Okkultistisches oder Parapsychologisches darin finden wollte, ginge ebenso fehl wie der, der ein Spiegelbild der Schilderten oder des Schildernden erwartete. Ich habe mich lange gescheut, das Büchlein unter meinem vollen Namen darzubieten. Ich entschloß mich nun doch dazu, da ich ja Dichtung und Wahrheit gebe; Dichtung freilich

auch in dem ehrwürdigen ursprünglichen Sinne der Kunst, die von höheren Wirklichkeiten zeugt, als sie das bloße Leben vermittelt. Solcher bekennenden Kunst bedürfen wir alle, wenn wir wirklich leben wollen.“ – Mögen viele Menschen, die um teure Tote trauern, aus diesem tröstenden Büchlein Stärkung finden.

Rühle

Der Barock, seine Orgeln und seine Musik in Oberschwaben. Zugleich der Bericht über die Tagung in Ochsenhausen 1951. Herausgegeben von Walter Supper. Verlag Carl Mersburger, Berlin-Darmstadt. – Das von Walter Supper mit großer Liebe und Sorgfalt herausgegebene und durch viele hübsche Zeichnungen bereicherte Buch ist in erster Linie ein ausführlicher Bericht über die Ochsenhausener Tagung, an der der Schwäb. Heimatbund führend beteiligt war. Den Teilnehmern der Tagung wird deren ganzer Verlauf noch einmal in allen Einzelheiten ins Gedächtnis zurückgerufen. Soweit so etwas im Bereich des Möglichen liegt, ist ihre bezaubernde Atmosphäre eingefangen, insbesondere die unvergesslichen Abendmusiken in der herrlichen Ochsenhausener Klosterkirche. Aber auch für diejenigen, die nicht das Glück hatten, in Ochsenhausen dabei zu sein, ist das Buch eine wertvolle Gabe. Es enthält nicht nur eine Menge von Dispositionen und Mensuren, von Orgeln in Oberschwaben und anderen Landschaften, sondern bringt auch die meisten Vorträge in vollem Wortlaut. Es ist nicht möglich, auf alle im einzelnen einzugehen; vielmehr muß auf den ausführlichen Tagungsbericht in „Schwäb. Heimat“ 1951, S. 210 f. hingewiesen werden. Die Anschaffung des höchst anregenden Buches wird wärmstens empfohlen.

Genzmer

Helmut Paulus, Die tönerne Füße. Verlag P. Vink, Bonn-Antwerpen-Tilburg. DM 13.80.

Unser schwäbischer Landsmann hat diesen geschichtlichen Roman vor seiner Auswanderung in die USA (im Vorjahr) abgeschlossen. Die Fabel des 600 Seiten starken Buches: die berüchtigte Wiedertäuferbewegung in Münster 1534/35; sein „Held“: der Leydener Schneider Jan Bockelson – religiöser Glaubenseifer und Scharlatan in untrennbarer Einheit; vom mystisch-apokalyptischen Gesichten heimgesucht und zugleich den irdischen Genüssen sehr zugetan; von der Ideologie eines urchristlichen Kommunismus besessen und sie mit unchristlichem Terror durchsetzend; ein Mann, nicht völlig ohne Züge menschlicher und politischer Größe; ein Betrüger, der sich selbst und die andern betrügt; ein Meister der Massenpsychologie, der sich auch die reinen Geister zu unterwerfen weiß. Zwei tragische Jahre aus der Geschichte einer deutschen Stadt im Reformationszeitalter: politische Ränke und kriegerische Schrecken, Marter und Mord ohne Gericht, entfesselte Ausschweifung (Vielehe!) und gottesfürchtige Askese, Gefängnis und gnadenlose Ausreibung der Andersgläubigen, Unrecht und Gewalt als Prinzip – als Pandämonium aller Leidenschaften, alles angeblich für eine „Idee“, zur höheren Ehre Gottes, bis zum schrecklichen Ende, da der „König von Sion“, als welchen sich Bockelson in grenzenloser Hybris krönen ließ, und seine Spießgesellen, gefoltert und hingerichtet, in eisernen Käfigen am Turm der Lambertikirche hängen. ... – War „so etwas“ nicht alles schon einmal da, vor gar nicht langer Zeit ...? Der Autor der „Tönernen Füße“ (so genannt nach der berühmten Vision im Buche Daniel) brauchte nichts überzubetonen, um die gespenstische Aktualität des Wiedertäufer-Abenteuers deutlich zu machen. Er erzählt in enger Anlehnung an die geschichtlichen Tatsachen, doch dichterischer Atem durchpulst die Seiten des Buches. Sie sind vielleicht etwas ungleichmäßig im Ton: teils nüchtern-gelassener Bericht, teils (und das gilt für die Mehrzahl der Partien) bewegte Szenerie, wenn der

Schreibende selbst hingerissen ist von seinem Stoff. Und darum packt und erschüttert er auch den Leser. – Helmut Paulus schrieb mir aus einer Stadt im Staate Illinois, wo er jetzt lebt, er wolle im Leser die Erkenntniskräfte aufrufen, ohne die wir nicht mehr existieren können. Er widmet sich dieser selbstgestellten Aufgabe mit Verantwortung und Hingabe. „Wer um seines Ziels willen Recht und Unrecht nicht mehr unterscheiden kann, der ist verloren“, heißt es irgendwo im Buch. Das ist eine der „Erkenntnisse“, die wir beherzigen mögen – sie ist (leider) zeitgemäß wie vor 420 Jahren in Münster. Karl Fuß

Hans Reyhing, Ein Tor geht auf. Gerhard Heß Verlag Ulm. DM 6.80.

Hans Reyhing hat seiner großen Lesergemeinde zu seinem 70. Geburtstag im vorigen Jahr die Geschichte seiner Jugend geschenkt. Ein wahrhaft köstliches Buch, das man jedermann – hoch und niedrig, alt und jung – nicht warm genug zur Lektüre empfehlen kann, weil es so schlicht und zugleich so dichterisch geschrieben ist, daß es unmittelbar zum Herzen spricht. Ein Albdorf, ein Bauern- und Weberhaus, dem die Mutter ihre Herzwärme und der Vater seine Ordnung gibt, ist der Lebensraum, in dem der kleine Hans heranwächst. Wir sehen ihn in winterlichen Abendstunden beim Großvater sitzen und den alten Geschichten lauschen, erleben mit ihm den bürgerlichen Jahreslauf in Arbeit, Feier und Brauch, begleiten ihn auf seinem ersten Schulweg, lernen die mancherlei kleinen Nöte und Kümmernisse kennen, die der Zusammenstoß mit der Wirklichkeit des Lebens mit sich bringt, stehen erwartungsvoll mit ihm vor dem Tor, das sich ihm mit dem Eintritt ins Lehrerseminar zu einem neuen Lebensabschnitt öffnet. Wenn er in die größere Welt hinaustritt, trägt er unverlierbar die Schätze einer seligen Jugendheimat im Herzen. So reizvoll diese Jugendgeschichte in sich ist, ihre allgemeine Bedeutung erhält sie als Dokument, als Kulturbild bürgerlichen Lebens im ausgehenden 19. Jahrhundert – eines Lebens, das uns noch greifbar nahe, aber doch großenteils schon Vergangenheit geworden ist und nach dem wir uns manchmal heimlich zurücksehnen, weil es ein tüchtiges, festgefügtes Leben war, das unerschüttert in seiner Sicherheit und Gediegenheit ruhte. Wie weit sind wir heute im Zeitalter von Düsensäger und Fernsehen von dieser Kraftquelle unseres Daseins entfernt! Wir haben es bitter nötig, uns darauf zu besinnen, Reyhings Jugendgeschichte kann uns dazu helfen.

August Lämmle, Der goldene Boden. Fleischhauer & Spohn, Stuttgart. DM 14.80.

„Das ander Buch der Reise ins Schwabenland“ beschert August Lämmle seiner großen Lesergemeinde dies Jahr als Weihnachtsgabe. Hatte der erste Band der Reise ins Schwabenland im wesentlichen die natürlichen Gegebenheiten, die Landschaft mit ihren Städten und Dörfern zum Gegenstand, so kreist der zweite Band um unser schwäbisches Volkstum „im Spiegel von Mären und Mundart, innerhalb der Freundschaft, auf der Spur nach dem Schatz im Acker, in entscheidenden Stunden seiner Geschichte, in den geprägten Formen seines Rechts, in volkstümlichen Gestalten, in der Arbeit der schwieligen Hände“. In seiner geistvoll heiteren Art erzählt der Dichter vom Schwaben, der das Leberlein gefressen, von der Altweibermühle zu Tripstrill, von der „Freundschaft“ zwischen Schwaben und Franken und Bayern und Preußen, von der Entstehung unserer Städte, von Adel und Wappen, vom alten Recht und von der Mundart, von ehrlichen Handwerkern und Bauern. Fast die Hälfte des Buches ist den „Unentwegten“ gewidmet, den Erfindern und Entdeckern, den Dichtern und Denkern, den typischen Schwaben von Götz von Berlichingen über Johannes Kepler und Max Eyth bis zu Gottlieb Daimler, von Bengel und Oettinger über Schiller,

Hauff, Mörike zu Christian Wagner. Lämmle gräbt in dem goldenen Boden, in dem die geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen unseres Schwabentums wurzeln, und es ist ein wahrhaft köstlicher Schatz, den er zutage fördert. Viele Bilder bereichern das Buch. Besonders hervorzuheben sind die Farbbilder, die Ausschnitte aus dem Rohrdorfer Altar, einem der wertvollsten Kunstwerke der Stuttgarter Staatsgalerie, darstellen. Dieser neue Lämmle ist ein Volksbuch im besten Sinn des Wortes: für die schwäbischen Landsleute daheim und draußen ein Spiegel ihres Wesens, für die vielen Wahlschwaben eine Handreichung zum besseren Verständnis ihrer Wahlheimat und deren Bewohner.

Maria Müller-Göbler, Die Magd Juditha. Katzmann-Verlag Tübingen. DM 6.80.

Eine Dichterin, die um die Geheimnisse des menschlichen Herzens weiß, erzählt hier die Geschichte einer schönen, armen Magd, die nach manchen Irrwegen schließlich die Frau des berühmten Orgelbauers Joseph Gabler wird. Der Reiz des Buches liegt in dem Verwobensein des Schicksals einfacher Menschen aus dem Volk mit dem großen Geschehen ihrer Zeit. Den Rahmen der Handlung gibt der Münsterbau zu Weingarten im 18. Jahrhundert. Die farbenfrohe Welt des Barock tritt uns entgegen in Gestalt fürstäbtlicher Bauherren, deutscher und welscher Baumeister, Maler, Stukkateure und Orgelbauer. Aber nicht allein die Träger klingender Namen haben den Münsterbau geschaffen – auch die Unbekannten und Ungenannten haben durch ihre Arbeit und ihre Opfer das gewaltige Werk mitgestaltet.

Karl Heinrich von Neubronner, Die Unverzagten. Gerhard Heß Verlag Ulm. Ganzleinen DM 5.80.

Jedes große Geschehen bedarf eines gewissen Abstandes, bis es über den reinen Tatsachenbericht hinaus eine dichterische Gestaltung findet. Deshalb wagt sich der Roman aus dem unmittelbaren Gegenwartserleben, nach dem so oft gerufen wird, nur zögernd hervor. Neubronner schenkt uns einen Roman, der das Flüchtlingsschicksal zum Gegenstand hat. „Die Unverzagten“ sind Menschen, die trotz schwerster persönlicher Schicksalsschläge das Leben meistern. Von Haus und Hof in Schlesien vertrieben, führt der Bauer und Pflanzenzüchter Lehmann in der süddeutschen Heimat seiner Frau seine Saatzaubarbeiten fort und setzt sich mit zähem Willen durch. Menschliche Größe adelt die handelnden Personen. Das Buch kann wesentlich zu besserm gegenseitigen Verständnis zwischen Einheimischen und Vertriebenen beitragen.

Karl Heinrich von Neubronner, Der Schoberhof. Gerhard Heß Verlag Ulm. Ganzleinen DM 6.80.

Im Gegensatz zu dem eben besprochenen Gegenwartroman liegt hier ein zeitloser Bauernroman vor, der das schon vielfach variierte Thema von zwei ungleichen Brüdern in packender Weise behandelt. Die Brüder Ernst und Peter Schober sind grundverschiedene Charaktere, die keinen Weg zueinander finden können. Ernst, der ältere, geht in die Stadt und studiert; Peter dagegen ist mit Leib und Seele Bauer und übernimmt den Hof. Beide Brüder lieben Irmgard Drick, an deren Gestalt sich die Dramatik der Handlung entwickelt. Das Schicksal geht verschlungene Wege: die Menschen kommen und gehen, der Schoberhof auf der Schwäbischen Alb aber bleibt und blüht weiter unter dem Enkel des alten Schober.

Hans Dittmer, Der Weg nach Montfort. Christliches Verlagshaus Stuttgart. Ganzleinen DM 6.80.

Ein Roman aus der Welt der Krankenhäuser und Ärzte. Eine junge Ärztin fällt dem Ränkespiel eines gewissenlosen Verführers zum Opfer. Aus Schuldgefühl und Verzweiflung sucht und findet sie für sich und ihr Kind in

vertrauender Demut und innerlich geläutert den Weg in eine glücklichere Zukunft, getrost in dem Bewußtsein, daß „Gottes Geheimnis über ihrer Hütte“ steht. Schauplatz der Handlung ist die Bodenseelandschaft, die mit ihrer Milde und ihrem fast schon südlichen Schimmer das schwere Schicksal Renates überstrahlt.

Eberhard Benz, Der Häseltrug. Sagen und Geschichten aus Schönbuch und Gäu. Verlag Böblinger Bote, Böblingen. DM 3.80.

Der Häseltrug ist ein steinernes Brunnenhaus in Holzgerlingen, aus dem ein starker Quell entspringt, der sich mit dem Wasser des Kirchbrunnens vereinigt zu dem Flüßchen Aich. Wenn alle hundert Jahre ein Sonntagskind am Abend vor St. Johannistag aus dem Brunnen trinkt, vernimmt es wunderbare Mären. Und diese Mären sind in dem Büchlein aufgezeichnet. Ergötzliche Schwänke und nachdenkliche Geschichten, wie sie noch heute im Volke umlaufen, lassen einen tiefen Blick in die Volksseele tun. Die Sammlung eignet sich gleicherweise als Lesestoff für den heimatkundlichen Unterricht in der Schule wie zu besinnlicher Lektüre für volksverbundene Menschen.

Aus Agnes Günthers Wunderland. J. F. Steinkopf, Stuttgart. Geschenkausgabe DM 3.-.

Der Sohn von Agnes Günther gibt mit diesem hübschen Büchlein eine bildmäßige Ergänzung zu dem berühmten Roman *Die Heilige und ihr Narr*. Sorgfältig ausgewählte und gut wiedergegebene Bilder stellen dem Leser des Romans den Schauplatz der Handlung vor Augen und machen sie dadurch noch anschaulicher und lebendiger. Wer die idyllische Langenburger Landschaft mit ihren Burgen und Bächen, ihren Wiesen und Wäldern kennt, wird sich dieser Gabe der Erinnerung freuen; wer sie nicht kennt, sollte nicht länger zögern, seine Schritte dorthin zu lenken – er wird wirklich ein Wunderland finden.

Rühle

Georg Wagner, Die Bärenhöhle von Erpfingen. F. Rau Ohringen. DM 1.50.

In einem zwei Bogen starken Heft mit 16 ausgezeichneten Kunstdrucktafeln gibt Georg Wagner in Gemeinschaftsarbeit mit anderen Fachleuten und örtlichen Kennern eine vortreffliche Darstellung dieser so viel besuchten, schönsten Höhle unserer Alb, und zwar nach ihrer Entdeckung, ihrer Entstehungsgeschichte, den gemachten Tierfunden und der Bewohnung durch die Menschen der Vor- und Frühgeschichte. Meisterhaft und vorbildlich sind die Schnitte und anschaulichen Blockdiagramme über die Höhle. Diese Schrift trägt dazu bei, den Besuch der Höhle zu einem tiefen Erlebnis zu machen und die Ehrfurcht vor solchen Schöpfungen der Natur zu wecken.

Karl Digel, Busso und sein Reich. 168 Seiten mit 71 zum großen Teil ganzseitigen Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers. Verlag Philadelphia-Buchhandlung August Fuhr, Reutlingen.

Obwohl im Mittelpunkt des Buches der Bussard steht, so handelt es doch gleichzeitig vom Steinkauz, von der Schleier- und der Waldohreule, von der Ringeltaube und dem Eichelhäher, vom Turmfalken und Buntspecht, bringt aber auch Bilder von jungen Füchsen, von einem Rehkitz, vom Siebenschläfer, Hirschläfer und der Ringelnatter, außerdem ausgezeichnete landschaftliche Aufnahmen aus der mittleren Alb. Es ist fast unglaublich, daß solche Aufnahmen mit den einfachsten Mitteln ohne Fernobjektiv mit einer Plattenkamera 9×12 gemacht werden konnten. Schon sie, aber auch der Text des Buches legen Zeugnis von der leidenschaftlichen Naturliebe des Verfassers ab, die sich unwillkürlich auf den Leser überträgt. Auch als Geschenk für die Jugend ist das Buch zu empfehlen.

Schwenkel

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 9 00 39)

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

VERANSTALTUNGEN

Die Veranstaltungen für Stuttgart und Umgebung in der zweiten Hälfte des Winterhalbjahres (Januar bis März 1954) werden unten angezeigt. Die Veranstaltungen in den einzelnen Ortsgruppen werden von den Vertrauensmännern durch Vervielfältigungen und die Presse bekanntgegeben.

Atelierführung

Bildhauer Prof. O. Baum und
Maler Prof. M. Henninger

Samstag, 9. Januar, nachmittags. Anmeldung erforderlich.

Lebendiges Brauchtum

(Krippen, Fasnet, Palmen, Mai, Pfingstbutz,
Johannisfeuer, Kräuterbuschel, Kirchweihfeiern)

Vortrag von Willy Baur (mit Farblichtbildern)

Freitag, 15. Januar, 20 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbeamtes, Eingang Kienestraße.

Führung durch das Landesmuseum

II. Vor- und Frühgeschichte (2. Teil) v. Dr. Junghans

Samstag, 23. Januar, nachmittags. Anmeldung erforderlich.

Geselliger Abend

mit Vorführung eigener Aufnahmen unserer Mitglieder
(Farblichtbilder) und Preis-Bilderraten

(Preise: Freifahrten, Bücher usw.)

Freitag, 5. Februar, 20 Uhr, im Schützenhaus Heslach (Linie 1). Um Anmeldung wird gebeten.

Gefährdete Landschaft

Vortrag von Prof. Dr. Schwenkel (mit Lichtbildern)

Freitag, 12. Februar, 20 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbeamtes, Eingang Kienestraße.

Bildhauer Prof. Alfred Lörcher

Führung durch seine Werkstatt

Samstag, 20. Februar, nachmittags. Anmeldung erforderlich.

Die alemannische Fasnet

Studienfahrt zum Narrensprung nach Rottweil und Vilzingen unter Führung von Willy Baur, nebst Einführungsvortrag (mit Farblichtbildern)

Fahrt am Montag, 1. März, 6.00 Uhr; Teilnehmergebühr DM 12.-. Einführungsvortrag am vorausgehenden Freitag, 26. Februar, 20 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbeamtes, Eingang Kienestraße.

Führung durch das Landesmuseum

III. Mittelalter von Direktor Dr. Fleischbauer

Samstag, 6. März, nachmittags. Anmeldung erforderlich.

Augsburg

Studienfahrt, Sonntag, 21. März, 7 Uhr, Teilnehmergebühr DM 16.-.

Schillermuseum Marbach

Führung Prof. Ackermann

Samstag, 27. März, nachmittags. Anmeldung erforderlich.

Geselliger Abend

mit Farblichtbilder-Vortrag von R. Bothmer

„Schönes Schwabenland“

Freitag, 2. April, 20 Uhr, im Schützenhaus Heslach (Linie 1). Um Anmeldung wird gebeten.

Noch einmal Reklame in der Landschaft

Der Beitrag über die „Reklamepest in der Landschaft“ hat bei den Lesern unserer Zeitschrift lebhaften Widerhall gefunden. Mancherlei Zuschriften haben uns erreicht, die den Ausführungen von Professor Schwenkel zustimmen. Und auch einen praktischen Erfolg dürfen wir verzeichnen: die Reklametafeln in Oberjettingen sind entfernt worden. Ein Leser schreibt uns: „Die beiden Reklametafeln Kaffee Niethammer und Linde an der Friedhofsmauer in Oberjettingen sind verschwunden. Die Shell-Tafel ist weiter nach vorn über den Seitenweg hinweg unmittelbar an die Bundesstraße gerückt. Nur das Verkehrszeichen steht noch am alten Platz. Das könnte allerdings auch ruhig nach vorn neben die Shell-Tafel kommen, dann wäre die Friedhofsmauer ganz frei. Die Shell-Tafel ist natürlich an sich überflüssig, denn wenn man durch den Ort fährt, und das muß man ja, findet man die Tankstelle sowieso.“

Übrigens muß in diesem Zusammenhang berichtet werden, daß es sich um die Friedhofsmauer in Oberjettingen, nicht in Unterjettingen handelt. Beide Ortschaften liegen im Kreis Böblingen, nicht – wie irrtümlicherweise angegeben war – im Kreis Calw.

Zu unserer Freude können wir mitteilen, daß der für alle Fragen von Landschafts- und Heimatschutz aufgeschlossene Landrat Geißler für den Kreis Calw kürzlich eine Kreisverordnung erlassen hat, nach der alle Reklameplakate entlang den Bundesstraßen und den Landstraßen erster und zweiter Ordnung umgehend entfernt werden müssen. Wenn sich die Verordnung im Augenblick auch noch nicht voll ausgewirkt hat, so darf doch damit gerechnet werden, daß der Kreis Calw bis zum Frühjahr 1954 von den häßlichen Auswirkungen der Wirtschaftswerbung frei sein wird. Das ist um so bedeutsamer, als es sich bei Calw um einen Kreis handelt, der einen starken Fremdenverkehr hat. Was in dem Fremdenverkehrskreis Calw möglich ist, sollte in anderen Kreisen unserer schwäbischen Heimat auch möglich sein, und wir hoffen zuversichtlich, daß das gute Beispiel von Calw Nachahmung finden wird.

Nachwort zu den „Allgäuer Tagen“ in Isny

In dem Tagungsbericht in Heft 5, S. 233–238, ist infolge eines bedauerlichen Versehens ein von Dr. Quellmalz gehaltener, mit großem Beifall aufgenommener musikalischer

Vortrag von besonderer Bedeutung unerwähnt geblieben. Dr. Quellmalz sprach über „Musik aus dem (Isnyer) Olbergarchiv“ und konnte dabei Tonbandaufnahmen des Südwestdeutschen Rundfunks zu Gehör bringen. Dieser hat in großzügiger, höchst dankenswerter Weise seinen Aufnahmewagen von Tübingen zu unserer Tagung nach Isny entsandt und deren Verlauf durch eine ausführliche Reportage zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

Auf S. 237 ist „Fabrikant Wilhelm (nicht Ulrich) Springer“ zu lesen.

Einbanddecken für den Jahrgang 1953

Bestellungen auf Einbanddecken für den Jahrgang 1953 der „Schwäbischen Heimat“ werden von der Geschäftsstelle bis 31. Januar 1954 angenommen. Der Preis für eine Decke, einschl. Verpackung und Porto, wird voraussichtlich wieder 1.80 DM betragen.

Es besteht ferner die Möglichkeit, den Einband selbst durch die Geschäftsstelle besorgt zu erhalten; Preis hierfür (ohne Decke) 2.50 DM, zusätzlich Verpackung und Porto. Gegebenenfalls ist Übersendung aller sechs Hefte nebst Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1953 erforderlich. Dieses Verzeichnis liegt Heft 6 bei.

An unsere Mitglieder

Beim Jahreswechsel dankt die Vereinsleitung den Mitgliedern für die Teilnahme an den Bestrebungen unseres Bundes.

Die Gewinnung möglichst vieler weiterer Mitglieder ist, auch vom Gesichtspunkt der Niedrighaltung unseres Jahresbeitrags, besonders wichtig. Wir bitten deshalb unsere Mitglieder, sich in ihrem Bekanntenkreis dauernd darum zu bemühen. Mitgliedern, die mindestens drei Mitglieder werben, wird für das betreffende Jahr der Mitgliedsbeitrag von 5 DM erlassen.

Jedem neu eintretenden Mitglied können wir, so lange Vorrat, das Jubiläums-Heimatbuch 1909–1949, in dem sich eine Geschichte des Bundes befindet, kostenlos überlassen.

Allen denen, die ihren Beitrag für das Vereinsjahr 1953 erhöht haben, sagen wir dafür besonderen Dank mit der Bitte, auch im Jahre 1954 den erhöhten Beitrag zu bezahlen.

Rober u. Mönchel
Neuzeitliche Büromaschinen

ADREMA
ASTRA

ROTO

STUTTGART FRITZ-ELSAS-STRASSE 50 TELEFON 9 45 90

1917

1954

DAS BILD UNSERER ZEIT

OTTO ZIERER

der bekannte Historiker und Verfasser des großen Geschichtswerkes:

Bild der Jahrhunderte

behandelt hier die Geschichte der letzten vier Jahrzehnte in spannend erzählender, doch quellenmäßig fundierter Darstellung.

Von der Landung amerikanischer Truppen auf dem europäischen Kontinent im Jahre 1917 bis zu dem Wunder des Wiederaufbaues der zerstörten Länder in den Jahren 1945 bis 1954 führt Zierer in ausgewählten Szenen den Leser durch die dramatischen Ereignisse, die wir selbst als Mitleidende und Handelnde erlebten. Krieg und Frieden, Faschismus, Bolschewismus, Demokratie und der ungeheure, neue Welten erschließende Fortschritt der Wissenschaften vereinen sich zu dem farbenbunten Bild der Geschichte unserer Generation.

736 Seiten. Ganzleinen mit Goldprägung und farbigem Schutzmantel DM 16.90. Lux-Luxuseinband DM 19.90

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

VERLAG SEBASTIAN LUX

Murnau vor München



250

Meister-
photos

auf

200

Seiten

geben in diesem prachtvoll ausgestatteten großformatigen Band eine Schau unserer Heimat innerhalb der Grenzen von 1937. Die Aufnahmen sind so gewählt, daß die Harmonie zwischen Landschaft und Siedlung zu Tage tritt und bewußt wird, warum dieses Land im Herzen Europas jeden, der es erlebt, so stark packt. Bilderklärungen und Zwischentexte wurden so gefaßt, daß sie über das Typische der Landschaft, ihre geologische Entstehungsgeschichte und Zuordnung im gesamten mitteleuropäischen Raum Wesentliches aussagen.

Leinen 19,50 DM · Halbleder 24.— DM

Hoffmann und Campe Verlag · Hamburg

Zwei Bücher des bekannten Schweizer Reiseschriftstellers

PETER SCHMID

Nachbarn des Himmels

Reise durch Lateinamerika

Mit 28 Abbildungen und 1 Farbtafel
nach Aufnahmen des Verfassers. 382 S. Leinen DM 16.50

Neuerscheinung Herbst 1953

„Peter Schmid ist ein Meister des faktischen Schilderns. Das Buch ist eine bestürzende Chronik ... Man möchte diesen Bericht einen Bestseller der Reiseliteratur nennen. Denn Schmid ist mehr als Journalist, er ist ein subtiler Schriftsteller. Ein Buch, das man nicht nur einmal liest, das aufrüttelt und ein ästhetischer Genuss obendrein ist.“
Die Neue Zeitung, Berlin

Spanische Impressionen

Ein Reisebuch

348 Seiten. Mit 19 zum Teil farbigen Abbildungen
nach Aufnahmen des Verfassers. Leinen DM 16.50

Zweite Auflage Herbst 1953

„Eine großangelegte Reportage, die sich durch Anschaulichkeit, Lebendigkeit und weite Perspektiven auszeichnet.“
Nationalzeitung, Basel

„Diese spanischen Impressionen sind ein vorbildliches Reisebuch und lesen sich interessant.“
Deutsche Tagespost, Regensburg

In allen Buchhandlungen erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

„... Gustav Wais hat in seinem Großformatwerk ein sprechendes Denkmal geschaffen und das unsterbliche Herz einer berühmten Stadt festgehalten.“

Sonntagsblatt der New Yorker Staats-Zeitung
und Herold, New York über

GUSTAV WAIS

Alt-Stuttgarts Bauten im Bild

640 Bilder, darunter zwei farbige,
mit stadtgeschichtlichen, baugeschichtlichen und kunst-
geschichtlichen Erläuterungen. XXXII/696 Seiten auf
Naturkunstdruckpapier. In Leinen geb. DM 55.—

„Dieses äußerst verdienstvolle Werk mit seinen 700 groß-
formatigen Seiten ist nicht bloß für die Stuttgarter ein
einzigartiges Heimatbuch, auch allen Schwaben in der
Heimat und draußen in der Welt wird dieser Bildersaal
aus Alt-Stuttgart viel Freude bereiten.“

Katholisches Sonntagsblatt (Bistumsblatt
für die Diözese Rottenburg)

„... ohne Zweifel ein Standardwerk von bleibendem Wert,
das kein echter Stuttgarter und kein echter Schwabe — ist
es einmal in seinem Besitz — je wieder missen möchte.“

Württemberger Land

In allen Buchhandlungen erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART



Noch ist es Zeit

zum Steuern sparen
oder sich die
Wohnungsbauprämie
zu sichern.

Ein BDV-Bausparvertrag bietet außerdem noch zahlreiche weitere Vorteile, z. B.

Anspruch auf ein zinsbilliges Baudarlehen bei Verzinsung des Sparguthabens während der Sparzeit. Regelmäßig werden allmonatlich Millionenbeträge zugeteilt.

Auch Ihnen empfehlen wir, Ihre Entschlüsse noch rechtzeitig vor dem Jahresende zu fassen.

Wir zeigen Ihnen gerne und unverbindlich den richtigen Weg.

Schreiben Sie uns bitte und verlangen Sie unsere interessanten Druckschriften.

Bausparkasse

der deutschen Volksbanken AG
Schwäb. Hall



Was Ihre Arbeit auch an Druckerzeugnissen verlangt, ob sie für den geschäftlichen Bedarf bestimmt sind, für die Werbung oder für Ihren Privatgebrauch, wir stellen sie, jedem Verwendungszweck angepaßt, in gediegener Qualität her; auch Zeitungen und Zeitschriften in Illustrations-

Rotationsdruck.

Buchdruckerei

Theodor Körner

Inh. Paul und Otto Körner

Stuttgart W

Reinsburgstraße 95/97 (Körnerhaus)

Fernsprecher 6 70 58



Druckfarben

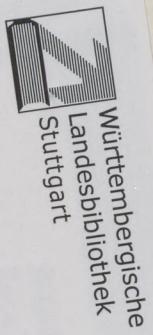
Druckhilfsmittel

KAST & EHINGER GMBH

STUTTGART-FEUERBACH

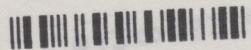
50.4.62

Buchbinderei
R. Friedrich *
Stuttgart



WLB2018

N13<>>31 49461 6 024



108c 1024
Titelblatt 108c 1024
WLB Stuttgart

